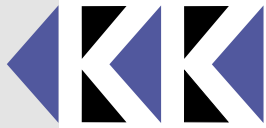


1400 | 25. 1. 2019



KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Zu diesem Heft	3	<i>Zum Titelbild (siehe auch nächste Seite): Tun, was zu tun ist, die Weite und das Weitere im Blick – die Kähne am Strand sind nicht gestrandet</i>
<i>Klaus Weigelt</i> Die „Sitzenbleiber“ sitzen nicht Ostdeutsche Kultur als deutsches Identitätsproblem	4	
<i>Christean Wagner</i> „Kulturnation Deutschland“ oder „deutsche Kulturnation“? Plädoyer für ein Kulturbewusstsein im Sinne der gesamten deutschen Kultur	8	
<i>Hans-Günther Parplies</i> Bewusstsein ist ein Ganzes Amputation als kulturelles Vergehen	11	
<i>Harald Roth</i> Ein Ziel, viele Zielgruppen Deutsches Kulturerbe im östlichen Europa – Gedanken zur Zukunftsfähigkeit eines Auftrags	13	
<i>Udo Arnold</i> Ostdeutsch – bundesdeutsch-polnisch – europäisch? Bewusstseinswandel im wissenschaftlichen und politischen Raum	15	
<i>Monika Taubitz</i> Bei der historischen Wahrheit hört die künstlerische Großzügigkeit auf Die „Kulturpolitische Korrespondenz“ begleitete mich durch Jahrzehnte meines Lebens	19	
<i>Ortfried Kotzian</i> Identität hat man nicht, man schafft sie Wie nah oder fern stand mir die „Kulturpolitische Korrespondenz“ in den vergangenen fünf Jahrzehnten?	21	
<i>Rüdiger Goldmann</i> Im Auge Mitteleuropas 2800 Kilometer Habsburg – von Niederschlesien ins Sudetenland 2018	25	
<i>Peter Letkemann</i> Wo in Westpreußen liegt Woldenstein? Über Theodor Fontanes späte virtuelle „Wanderung“ ins Weichselland und zu dessen Bürgergesellschaft	29	
Umfrage zur „Kulturpolitischen Korrespondenz“	31	

Hinweis an unsere Leser:

Da die „Kulturpolitische Korrespondenz“ im ersten Quartal 2019 in die Herausgeberschaft des Deutschen Kulturforums östliches Europa in Potsdam übergehen wird, bitten wir Sie, einstweilen keine Abonnementsgebühren zu überweisen. Spenden sind wie stets willkommen.

Insbesondere bitten wir Sie, der Leserumfrage auf der dritten Umschlagseite (31) dieses Heftes Beachtung zu schenken, damit der Übergang auch in Ihrem Sinne stattfinden kann.

Zu diesem Heft

Jubiläen sind naturgemäß eher vergangenheits-trächtig denn zukunftsweisend. Dennoch hält man gern inne bei dem Gedanken, dass die schiere Quantität ja ohne Qualität nicht zustande gekommen wäre. Hinwiederum ist es nicht unverfänglich, just im Falle der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR und der von ihre herausgegebenen „Kulturpolitischen Korrespondenz“ von Quantität zu reden, ist doch seit der Jahrtausendwende ein kontinuierliches Schrumpfen, personell und publizistisch, zu verzeichnen, das durch typografische Verbesserungen beileibe nicht aufgewogen werden konnte. Dennoch haben Autoren und Redaktion nach Kräften versucht, den Qualitätsstandard zu halten – und nach jetzigem Kenntnisstand hat sich noch kein Leser aus Ungenügen und Unzufriedenheit abgewandt.

Das ist umso bemerkenswerter, als die KK kaum jemals Anlass zu eitel Freude oder Optimismus hat bieten können. Verhandelt darin werden seit eh und je zumeist kulturelle Verluste und individuelle sowie kulturpolitische Versuche, jene aufzufangen, auszugleichen, kreativ in ästhetischen, intellektuellen, kulturellen Gewinn umzumünzen. Einrichtungen und Menschen, die sie tragen oder die sich in freier geistiger Initiative dem Erbe, dem Nachleben und dem Leben der deutschen Kultur aus dem und im östlichen Mitteleuropa widmen, sind schon aus Erfahrung gefeit vor Utopien und Illusionen. Die Erfolge sind karg bemessen, gefeiert werden sie nur gedämpft.



*Eugène Gustav
Dücker, Strand
auf Rügen.*

*1865. Öl auf
Leinwand, 72 x
60 cm*

Kunstforum Ost-
deutsche Galerie
Regensburg, Inv.-
Nr. 4834. Leihgabe
der Bundesrepublik
Deutschland. Foto:
Kunstforum Ost-
deutsche Galerie
Regensburg

So auch dieses Jubiläum, das Heft 1400 – es ist gleichsam sich selbst zur Feier gediehen. Dabei steht nichts drin, was nicht auch in anderen Heften gesagt worden ist und werden wird, bei aller kulturgeschichtlichen und kulturpolitischen Grundsätzlichkeit bleiben unsere Autoren bei ihrem Leisten, konsequente Leser werden sie auch in ihren „jubilärischen“ Beiträgen wiedererkennen. Klaus Weigelt stellt mit sanften Beharrlichkeit Grundsatzfragen nach der Pflege ostdeutscher Kultur in einer Öffentlichkeit, die leichten Sinnes über Schweres hinweggeht, Christean Wagner wägt Begriffe ab, die leichtfertig zu handhaben an Selbstaufgabe grenzt, und Hans Günther Parplies bringt inständige Vermisstenanzeigen vor, bei denen man sich fragt, wieso sie nicht längst Zeitungsseiten füllen – allerdings nicht den Anzeigenteil. Harald Roth übt sich in einer Zuversicht, die nicht nur ihm wohl ansteht, sondern auch der KK zugutekommen wird, und dass durchaus auch dazu Anlass besteht, belegt Udo Arnold mit seinen Erfahrungen aus dem grenzüberschreitenden Wissenschaftsbetrieb. Monika Taubitz und Ortfried Kotzian können sich die subjektive Rückschau auf den Zusammenhang zwischen ihrem Werdegang und dem Sein und Werden der KK, während Rüdiger Goldmann und Peter Letkemann gleichsam zum Exempel und mit anekdotischer Beiläufigkeit in ihren Fundus kulturgeschichtlichen Wissens greifen.

Nicht hinausgehen sollte auch dieses Heft über die selbstgesetzten Grenzen – lediglich eine kleine Änderung im Layout und das Fehlen der ständigen Rubriken heben es heraus aus der Reihe, in der es mitnichten eine Unterbrechung darstellen soll, sondern gerade ein Zeichen der Kontinuität. Dieser können unsere Leser auch mit Antworten auf die Fragen auf der vorletzten Seite einen kostbaren Dienst leisten.

Ausgezeichnet wird die Nummer 1400 allerdings durch ein Privileg, das das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg (siehe auch Seite 7) der Redaktion großzügig eingeräumt hat: Sämtliche Bilder sind Reproduktionen von Werken seiner Sammlung, die freundlicherweise kostenlos zur Verfügung gestellt wurden.

(KK)

Die „Sitzenbleiber“ sitzen nicht

Ostdeutsche Kultur als deutsches Identitätsproblem

Der deutsch-französische Publizist und Politikwissenschaftler Alfred Grosser kam 1952 bei seiner Analyse der Problematik der Oder-Neiße-Linie und der Vertreibungen zu dem Fazit: „Gewiss war die endgültige Festlegung der Grenze einem zukünftigen Friedensvertrag überlassen, aber die Duldung der Vertreibung aus den polnisch verwalteten Gebieten – samt Aufnahme so vieler Flüchtlinge in der englischen und amerikanischen Zone – entsprach einer Anerkennung der Endgültigkeit. Die ausdrückliche Anerkennung hatte nur de Gaulle in Moskau im Dezember 1944 ausgesprochen.“ (Alfred Grosser, „Mein Deutschland“, München 1996.) Damit hatte Grosser die damalige politische Situation der Bundesrepublik Deutschland klar beschrieben.

Konrad Adenauer hatte in seinen Schlussworten im Parlamentarischen Rat ausgeführt, „dass wir durch unsere Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Wiedervereinigung des ganzen deutschen Volkes und auch zur Rückkehr unserer Kriegsgefangenen und Verschleppten leisten. Wir wünschen und hoffen, dass bald der Tag kommen möge, an dem das ganze deutsche Volk wieder vereint sein wird.“ (Konrad Adenauer, „Erinnerungen“, Band 1.)

Die Formel von der „Wiedervereinigung des ganzen deutschen Volkes“, die auch Eingang ins Grundgesetz gefunden hat, anstelle der „Wiederherstellung der nationalen Einheit“, entband den späteren und alle folgenden Kanzler von der Verpflichtung, eine Wiedervereinigung Deutschlands mit allen territorialen Implikationen zu thematisieren. Durch Flucht und Vertreibung befand sich das „ganze deutsche Volk“ mit Ausnahme der Verschleppten und Kriegsgefangenen im Wesentlichen auf dem Gebiet der vier Besatzungszonen, von wenigen in der Heimat Verbliebenen abgesehen. Betrachtet man eine Deutschlandkarte von 1946 mit den vier Besatzungszonen, dann sieht man das Deutschland des Jahres 1990 vor sich.

So war der Terminus Wiedervereinigung von Anfang an missverständlich bzw. ambivalent

interpretierbar: Während die nationale und vor allem die internationale Politik sich auf die kleine Vereinigung von BRD und DDR festlegte, glaubten die Heimatvertriebenen, die das „Recht auf die Heimat“ als ihr im Grundgesetz verbrieftes „Selbstbestimmungsrecht“ fehlinterpretierten, lange Zeit an eine Wiedervereinigung einschließlich der Ostgebiete. Dass 1990 nach dem Grundgesetz „in freier Selbstbestimmung“ das deutsche Volk seine Wiedervereinigung erlebte und dabei die Ostgebiete mit dem Königsberger Gebiet preisgab, lag von Anfang an in der Logik dieser Semantik.

Nur noch einmal nach Potsdam tauchte Königsberg im Sinne eines deutschen Interesses auf internationaler Ebene auf. Bei den Verhandlungen über den Deutschlandvertrag im Jahre 1951 gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen den Hohen Kommissaren und Adenauer betreffs Artikel 7, Absatz 1: „Die Vertreter der drei Mächte erklärten dem Bundeskanzler, dass, wenn sie von der Einigung Deutschlands sprächen, sie sich auf die Vereinigung der Ostzone und Berlins mit der Bundesrepublik und auf gar keinen Fall auf die Territorien jenseits der Oder-Neiße-Linie bezögen.“ Adenauer habe darauf sehr scharf reagiert.“

Hier wurde also über den Gesamtbereich der deutschen Ostgebiete einschließlich Königsbergs gesprochen. Jedoch: „Weder Adenauer noch die Hohen Kommissare waren bereit einzuliken. ‚Das Problem war zu grundsätzlich, als dass man es durch eine Formel hätte überbrücken können.‘“ (vgl. Adolf M. Birke, „Nation ohne Haus. Deutschland 1945–1961“. S. 301–302. In: FO 371/93407. Streng geheimes Telegramm des britischen Hochkommissars Sir Ivone Kirkpatrick an das Foreign Office vom 15. November 1951.)

Sobald man also vom Volk auf die Nation und damit auf Deutschland als einen mit Grenzen zu denkenden Staat Bezug nahm, konnte es nur noch „grundsätzliche“ Probleme geben. Von da an ging es auf der einen Seite um die Grenzen von 1937 bzw. um die Einheit des deutschen

*Sind das ostpreu-
Bische Farben?
Lovis Corinth, Der
Jochberg am
Walchensee. 1924.
Öl auf Leinwand,
65 x 88,5 cm*

Kunstforum Ostdeut-
sche Galerie Regens-
burg, Inv.-Nr. 6122. Foto:
Kunstforum Ostdeut-
sche Galerie Regens-
burg



Volkes, auf der anderen um die Position der Westmächte, die auf dem Potsdamer Abkommen beharrten und damit klar die Interessen der UdSSR wahrnahmen.

Damit war spätestens Anfang der 50er Jahre, also vor jeder definitiven Einigung mit Polen, klar, dass Königsberg und die deutschen Ostgebiete nicht mehr verhandelbar waren. Diese „territoriale Amputation“ wurde vom deutschen Volk während der 1950er Jahre im Zuge des Wiederaufbaus und der Westintegration vor dem Hintergrund der deutschen Teilung und des Kalten Krieges erstaunlich gelassen und klaglos hingenommen. Das nehmen heute sogar polnische Gesprächspartner verwundert zur Kenntnis.

Die mit dieser territorialen Abtrennung einhergehende „kulturelle Amputation“ der deutschen Ostgebiete wurde von den sich 1948 konstituierenden Ländern, die ihre kulturelle Autonomie in Vorbereitung auf das Grundgesetz von 1949 definierten, und vom Bund zunächst gar nicht wahrgenommen. So fehlte von Anfang an ein Treuhänder für die ostdeutsche Kultur in Bund und Ländern, da letztere mit sich selbst und der Bund als Teilstaat im Gegenüber zur DDR (für 40 Jahre) mit seiner eigenen Bewährung beschäftigt waren. Frühzeitig erkannten verantwortungsvolle Ostdeutsche diese historische

Fehlentwicklung und gründeten 1950 den Ostdeutschen Kulturrat, der 1975 in eine Stiftung umgewandelt und bis 1999 vom Bund institutionell gefördert wurde. In späterer Erkenntnis der Tatsache, dass die ostdeutschen Länder nicht mehr in eigener Rechtshoheit handeln konnten, regelte der Bund die Fragen der ostdeutschen Kultur 1953 im Rahmen des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes (BVFG), dem er einen an den Bund und die Länder gerichteten Kulturparagrafen, den § 96 BVFG, einfügte.

Damit wurde die ostdeutsche Kultur zu einem Flüchtlingsthema, und das ist sie im Kern bis heute geblieben. Es war die Geburtsstunde der ostdeutschen Kulturförderung durch Bund und Länder, zugleich aber ein schwerwiegender Geburtsfehler mit dauerhaften Nachwirkungen. Die ostdeutsche Kultur geriet in die Mühlen der Bund-Länder-Auseinandersetzungen und in den Wirrwarr ministeriellen Kompetenzgerangels. Vor allem aber blieb die ostdeutsche Kultur bis zum heutigen Tage ein ungeliebtes Stiefkind in der deutschen Kulturlandschaft.

Die Vertriebenen kamen mit dieser problematischen Situation nicht zurecht, zumal sie keine echten politischen Partner auf Dauer hatten. Sie konnten ihre doppelte Aporie nicht meistern. Ihre Verbände schauten nach Hause und kämpften bis weit in die 1980er Jahre und zunehmend

gesellschaftlich unverstanden auf ihren Treffen für das „Recht auf die Heimat“. Wer sich in den 1950er und 1960er Jahren im Bereich der Vertriebenen mit der Kultur seiner ostdeutschen Heimat befasste, musste sich den Vorwurf des „Verrats an der Heimat“ gefallen lassen.

Die Musealisierung, also die Sammlung des geretteten Kulturgutes, wurde als Absage an die politischen Ziele der Landsmannschaften missverstanden. Siegfried Lenz trieb mit seinem großen Roman „Heimatmuseum“ (1978) das Missverständnis in eine andere Richtung: Der Held des Romans verbrennt sein Museum, weil er es von den Verbänden nicht im Sinne einer Rückgewinnung der Heimat instrumentalisieren lassen möchte. So wurde die Kulturarbeit der Vertriebenen auch literarisch und medial diskreditiert, ihre „Heimattuben“ in ihrem Niveau verunglimpft.

Verständnis oder gar gesellschaftliche Unterstützung wurde den Vertriebenen in ihrer existentiellen Aporie in der „kalten Heimat“ (Andreas

Kossert) nicht zuteil. Seit den 1970er Jahren ging es vor allem um deren Ausgrenzung und Marginalisierung.

Es gehört zu den großen Defiziten der so hoch gepriesenen deutschen Demokratie, dass sie die durch den Zweiten Weltkrieg herbeigeführte Identitäts- und Kulturamputation des deutschen Volkes, für die der nationalsozialistische Unrechtsstaat verantwortlich zeichnet, weder wirklich zur Kenntnis genommen noch hinreichend verarbeitet hat. Der für dieses Verhalten der Deutschen von Hans-Peter Schwarz geprägte Begriff „Geschichtsvergessenheit“ belastet nicht nur die ostdeutsche Kultur.

In den 1980er Jahren hatte der Autor die Gelegenheit, mit einer europäischen Delegation den Reichstag in Berlin zu besuchen. Dort erklärte er den Besuchern die Fahnen aller deutschen Länder. Die ausländischen Besucher zeigten sich beeindruckt, dass die Deutschen sich nicht scheuten, auch die Fahnen der verlorenen Gebiete Schlesien, Pommern, Ostpreußen etc.



*Die vielfache Bedeutung von Gestalten:
Emil Orlik, Landschaft mit zwei Figuren. 1902.
Intarsie mit Edelhölzern, Goldlack, Perlmutter und Halbedelsteinen,
74,5 x 74,5 cm
Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 4834.
Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland.
Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg*

zu zeigen. Kein Wort der Kritik wurde laut. Zum Tag der Deutschen Einheit 1990 jedoch wurde die Fahnen-situation schnellstens bereinigt: Von da an gab und gibt es nur noch die sechzehn Fahnen des vereinigten Deutschlands, die übrigen sind Sache der Landsmannschaften der Vertriebenen. Ein anderer Anwalt hat sich nicht gefunden. Werden diese Fahnen heute öffentlich gezeigt, wird von interessierter Seite schnell der Verdacht der Rechtslastigkeit oder gar des Revanchismus geäußert. Zudem wurde der Begriff „Ostdeutschland“ politisch und medial sofort auf „Mitteldeutschland“ – also z. B. Thüringen, das Herz Deutschlands! – übertragen, und so wurden die bisherigen Ostdeutschen ins „östliche Europa“ transferiert.

Dieser Tage ist ein Buch erschienen, das als Kommentar zu dem Vorstehenden gelesen werden kann: Wachgeküsst. 20 Jahre neue Kulturpolitik des Bundes 1998–2018. Hg. v. Olaf Zimmermann. Berlin 2018, 491 Seiten. Herausgeber ist der Geschäftsführer des erst 1981 gegründeten Deutschen Kulturrates, und es geht um die 20jährige Geschichte des/der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien BKM (1998–2018).

Das Buch entfaltet in nicht weniger als 73 Beiträgen auf fast 500 Seiten den ganzen Reichtum und die Vielfalt deutscher Kultur in den Grenzen von 1990. Es gibt sehr lesenswerte, hin und wieder auch langatmige, sehr rechtsgelehrte (Urheberrecht, Stiftungsrecht) und sozial engagierte Beiträge (Künstlersozialhilfe), die großen Institutionen kommen zu Wort (Deutsche Nationalbibliothek, Stiftung Preußischer Kulturbesitz) und natürlich die bisherigen fünf Amtsinhaber der im Bundeskanzleramt angesiedelten Behörde.

Interessant ist, was trotz der Fülle des Dargebotenen nicht Berücksichtigung findet. Der Bundesbeauftragte für Aussiedlerfragen, der sich um die zahlreichen deutschen Minderheiten im östlichen Europa und um deren Kultur kümmert, ist in dem Parcours nicht vertreten. Er hat das Pech, dass er beim Bundesinnenminister und nicht bei der BKM angesiedelt ist. Ähnlich ergeht es dem verantwortlichen Wissenschaftler, der an der Konzeption für das Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel mitgewirkt hat. Auch er befindet sich nicht im Blickfeld des Deutschen Kulturrates. Immerhin hätte man die Direktorin für das „Sichtbare Zeichen“ im Berliner Deutsch-

landhaus oder den Direktor des Deutschen Kulturforums in Potsdam oder die Direktorin der Ostdeutschen Galerie in Regensburg zu Wort kommen lassen können, unter Aussparung einiger nicht so wichtiger anderer Beiträge. Irgendwie gehören sie ja auch zur deutschen Kultur wie die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, die gottlob vertreten ist.

Das Wenige, das man in dem voluminösen Buch über die ostdeutsche Kultur lesen kann, leidet unter den eingangs erläuterten Zwielfichtigkeiten. Als herausragender Teil der deutschen Kultur, wie sie noch in der Konzeption 2016 der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien beschrieben ist, kommt sie kaum in den Blick. So werden die einschneidenden Maßnahmen des ersten Kulturstaatsministers mit „revanchistischen Tendenzen“ in diesem Bereich der Kultur begründet. Er bezeichnet die Vertriebenenverbände als „Sitzenbleiber der Geschichte“ und bestätigt seine „Ressentiments gegen diese Verbände, die sich jahrzehntelang gegen eine ‚Aussöhnung‘ gewendet haben“.

Offenbar war schon dem ersten und damit die langfristige Richtung angegebenden Kulturstaatsminister entgangen, dass die Ersten, die nicht nur das Thema der Aussöhnung behandelten, sondern aktiv handelten, die Vertriebenen waren. Sie packten pragmatisch an und machten sich auf den Weg. Zum Erstaunen der westlichen politischen Öffentlichkeit zogen sie in ihre Heimat nach Ostpreußen, Pommern, Schlesien, schlossen Freundschaften, organisierten Hilfsprogramme und vereinbarten Partnerschaften. Diese Aktionen waren so überwältigend und überzeugend, dass der Bundestag am 28. Februar 1997 nahezu einstimmig eine interfraktionelle Entschließung annahm, in der anerkannt wurde, dass viele Heimatvertriebene zu „Botschaftern der Aussöhnung und Verständigung geworden sind“. Außerdem bekräftigte der Bundestag, er werde „Heimatvertriebene und deren Verbände, die diesem Geist verpflichtet sind, bei diesen Bemühungen weiterhin unterstützen“ (Drucksache 13/4912).

Der erste Kulturstaatsminister ignorierte nicht nur diese Bundestagsentschließung, sondern er handelte ihr auch zuwider, indem er die zugesagte Unterstützung verweigerte und zahlreiche Institutionen der Aussöhnung mit den östlichen Nachbarn aus der institutionellen Förderung entfernte – offensichtlich aus purer Ignoranz.

Das war also ein klassischer Fehlstart, und wer hier „wachgeküsst“ wurde, bleibt ein Geheimnis des Herausgebers. Der anfangs gesetzte Makel hängt der ostdeutschen Kultur bis heute an – semper aliquid haeret –, und auch nach 2005 besserte sich wenig. Der Mut zu einer neuen Konzeption für die Kulturarbeit nach Paragraph 96 fand sich erst 2016, also reichlich spät. Darüber berichten die Leiterin der Gruppe 4 der BKM und besonders aner kennenswert der Direktor des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa.

Das Kapitel über „Jubiläen – Wegmarken der Geschichte“ kommt ohne Immanuel Kant aus. Immerhin hat kein Geringerer als der Bundestagspräsident am 13. Oktober 2014 die Kant-Dekade in der Parlamentarischen Gesellschaft in Berlin eingeläutet. Seitdem hängt ein Kant-Bildnis als Leihgabe der Stiftung Königsberg in der dortigen Bibliothek. Die „Denkmalpflege als gemeinsame Aufgabe“ weiß nichts vom berühmten Schloss Steinort, wo auf der einen Seite der Reichsaußenminister von Ribbentrop mit dem Diktator in der Wolfsschanze Kontakt hielt, während auf der anderen Seite unbemerkt Heinrich von Lehndorff den Widerstand organisierte. Antje Vollmer hat diese abenteuerliche

Geschichte eines deutsch-polnischen Gedenkortes großartig geschildert.

Der Autor hat immer wieder erleben dürfen, dass verständige Diplomaten sich mit Fragen der ostdeutschen Kultur ernsthaft befasst haben, sei es in Budapest mit den Ungarndeutschen, in Lemberg mit der deutsch-jüdischen Tradition in Galizien, in Minsk mit dem Schicksal der dort ermordeten deutschen Juden oder in Königsberg/Kaliningrad mit dem reichen und über lange Jahrhunderte friedlichen Zusammenleben von Russen und Deutschen. Genuiner Bestandteil der auswärtigen Kulturpolitik ist das alles nicht, aber dankenswertes persönliches Engagement von einzelnen verantwortlichen Diplomaten.

Im Organigramm des Deutschen Kulturrates findet sich die ostdeutsche Kultur nicht. Als Ergänzung des Jubelbandes für das 20jährige Bestehen des Amtes BKM wäre es wünschenswert, wenn der Deutsche Kulturrat – wenigstens einmal jährlich – alle in diesem Bereich tätigen Verantwortlichen zu einem Gespräch zusammenrufen würde. Die meisten kennen sich nicht einmal; das erfährt der Autor seit Jahren bei seinen zahlreichen Kontakten, über die er auch immer wieder Brücken schlagen kann.

(KK)

Christean Wagner

„Kulturnation Deutschland“ oder „deutsche Kulturnation“?

Plädoyer für ein Kulturbewusstsein im Sinne der gesamten deutschen Kultur

Von der UNESCO bis zur Gemeindeverwaltung, deren Pressereferat die Eröffnung des Dorfmuseums verkündet, vom großen Leitmedium bis zur Vereinszeitung, die sich als Teil der Kulturnation Deutschland versteht, vom Europa-Abgeordneten bis hin zum Kommunalpolitiker – allenthalben wird von der „Kulturnation Deutschland“ gesprochen und geschrieben. Dabei liegt diesem Begriff zumindest ein Missverständnis zugrunde.

Die Kultur der Deutschen in und aus den Siedlungsgebieten Ost-, Mittel- und Südosteuropas

genauso wie jene der Deutschen aus Russland sind wichtige Bestandteile der gesamtdeutschen kulturellen Identität, die begrifflich über die Staatsgrenzen hinausweist. Im üblichen Sprachgebrauch werden Teilbereiche deutscher Kultur über die Einengung auf die „Kulturnation Deutschland“ ausgegrenzt.

Der Philosoph Ludwig Wittgenstein, auf den der erkenntnistheoretische Ausspruch zurückgeht: „Sprache schafft Wirklichkeit“, stellte in seinen Werken stets den zwingenden Zusammenhang von Denken und Sprache heraus. Durch Begriffe



Dunkel, nicht dumpf:
Wolf Röhricht, Trauerfeier für Reichsaußenminister Gustav Stresemann. 1929. Öl auf Leinwand, 126 x 100 cm

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 3896. Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg. © Rechtsnachfolge nicht bekannt

und Wortkonstruktionen werden Abbilder der Wirklichkeit geschaffen. Neue Begriffe schaffen neue „Wirklichkeiten“. „Kulturnation Deutschland“ deckt nur einen Teilbereich dessen ab, was eigentlich gemeint sein müsste: nämlich die Gesamtheit der deutschen Kultur, ungeachtet der Staatsgrenzen. Staatsrechtlich eignen sich politische Grenzen nicht zur Definition einer Kulturnation. Eine Kulturnation endet nicht am Grenzpfahl.

Spricht man von der „Kulturnation Deutschland“, schließt man im Sprachgebrauch unweigerlich das reiche kulturelle Erbe der Pommern und Ostpreußen aus, genauso wie jenes der Westpreußen, der Schlesier, der Ostbrandenburger, der Sudeten-, Karpaten- und Galiziendeutschen, der Wolhynien- und Bukowinadeutschen, der verschiedenen Volksgruppen der Donauschwaben, der Siebenbürger Sachsen, der Deutschen aus Russland. Erst über den Begriff der „deutschen Kulturnation“ nähert man sich diesem

Komplex in adäquater Weise. Die deutsche Kultur kennt, wie jede andere Kultur auch, die immanente Abgrenzung gegenüber anderen Kulturen und Kulturnationen, sie kennt aber keine politischen Grenzen. Eine Kulturnation ist gedankentheoretisch grundsätzlich einem Nationalstaat vorgelagert, da Glieder und Träger der jeweiligen Kultur den Nationalstaat verlassen können, ohne ihre kulturelle Identität zurückzulassen. Sie werden sie mitnehmen und am neuen Ort leben, fortführen und möglicherweise weiterentwickeln.

Das ist keine neue Erkenntnis. Denn bereits im Bundesvertriebengesetz (BVFG) von 1953 wird im Paragraphen 6 definiert, dass sich die deutsche Volkszugehörigkeit u. a. durch das Merkmal Kultur bestätigen lässt. Heute sprechen wir zeitgemäßer von Identität, von Selbstverständnis – um darüber unsere Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis zu definieren.

Nimmt man einmal den Blickpunkt der Heimatvertriebenen und Spätaussiedler ein, so stellt sich das Bild wie folgt dar: Immaterielles Kulturerbe wie Brauchtum, Traditionen und Werte, die zusammen mit den bitteren Flucht- und Vertreibungserfahrungen das „unsichtbare Fluchtgepäck“ bildeten, wurden mitgebracht und in der neuen Heimat weitergelebt. Landsmannschaftliche Kultur wird in Deutschland bis heute gepflegt, sie wird bewahrt und weiterentwickelt. Man gibt sie an nachfolgende Generationen weiter, die die alten Heimatgebiete nur aus den Erzählungen der Eltern und Großeltern kennen: einerseits also das in der „alten Heimat“ Zurückgelassene – im heutigen Polen, in Tschechien, in Rumänien, in Ungarn, in der Slowakei und in den Nachfolgestaaten der GUS und Jugoslawiens, andererseits das in die „neue Heimat“ – ins heutige Deutschland – Mitgebrachte und hier Fortgeführte.

Aus der entgegengesetzten Perspektive, also aus Sicht der Heimatverbliebenen, der heutigen deutschen Minderheiten in den benachbarten mittel-, ost- und südosteuropäischen Ländern, ist die Zwiespältigkeit anders gelagert: das Ausbluten einer Gemeinschaft, die über Jahrhunderte Bestand hatte, der Zusammenbruch der volksgruppenspezifischen Administrativ-, Kultur- und Bildungsstrukturen, der zusehends fortschreitende Verfall der kulturprägenden Architektur, das Verschwinden ganzer Ortschaften – verbunden mit dem Gefühl, dass man vom



*Freude der Farbe:
Karl Schmidt-
Rottluff, Land-
schaft mit Leuch-
turm (Nidden).
1913. Öl auf
Leinwand,
88 x 101 cm*

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 11180. Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg. © Karl und Emy Schmidt-Rottluff-Stiftung im Brücke-Museum Berlin

Rest der deutschen Kulturnation vergessen wird.

Es ist Aufgabe deutscher Kulturpolitik, einen positiven Ausweg aus dieser über Jahrzehnte verschleppten Situation aufzuzeigen. Es bedarf eines durchdachten Konzepts, das unvereinbar Scheinende im Rahmen des politisch Möglichen zusammenzuführen, um es für eine gesamtdeutsche Kultur unverrückbar, vor politischem Tagesgeschäft und Zeitgeist gefeit, zu verankern. Es bedarf einer deutschen Kulturpolitik, die sich als Verantwortungsträger einer lebendigen Kulturarbeit der Kulturträger selbst zeigt und deren Blick die gesamte deutsche Kulturnation umfasst, nicht nur die Kultur im Geltungsbereich des Grundgesetzes.

Lebendige Kultur gibt es nur, wenn Personen und Gruppen sie leben und als Kulturträger agieren. Was liegt näher, als diese Kulturträger vor Ort in ihren jeweiligen Wirkungskreisen angemessen finanziell zu unterstützen? Was liegt näher, als die Bundes- und Länder-Förderrichtlinien für die Kulturpflege der Heimatvertriebenen und Spätaussiedler tatsächlich an deren genuinen Bedürfnissen auszurichten? Wie viel Verantwortung hat Deutschland für

die Kultur der Heimatvertriebenen, wie viel für die Kultur der Heimatverbliebenen? Welche Weichen wurden in den letzten 75 Jahren gut, welche falsch gestellt? Reicht es aus, staatlich verordnete und gesteuerte Kulturinstitutionen mit der Kulturpflege zu beauftragen?

Wir brauchen einen gesellschaftlich breit geführten Dialog über die deutsche Kulturnation. Nicht in Nischenblättern oder stillen Kämmerlein, sondern auf offener, durch bürgerschaftliches Interesse legitimierter Bühne.

Bei alledem: Neben der im Hier und Jetzt gelebten Kultur steht der – vom Umfang her weitaus gewaltigere – Teil, den wir als kulturelles Erbe ansehen. „Erbe“ im Wortsinn – nämlich das, was Generationen vor uns geschaffen haben und uns hinterließen. Dieses kulturelle Erbe ist nur zum Teil noch kompatibel mit dem Geist des 21. Jahrhunderts, darum wird es konserviert und in Museen, Archiven, Bibliotheken, Sammlungen, Heimatstuben, aber auch als architektonische Zeugen und Zeugnisse ihrer jeweiligen Zeit in seiner alten Form bewahrt.

Beides – lebendige Kultur und kulturelles, konserviertes, bewahrtes Erbe – muss die Kulturpolitik fördern. Sie muss auf einen ge-

sellschaftlichen Konsens hinwirken, der in der breiten Öffentlichkeit ein Bewusstsein für die deutsche Kulturnation schafft.

Es reicht eben nicht, als größten deutschen Philosophen Immanuel Kant benennen zu können. Es muss zum allgemeinen Standardwissen gehören, wo er zeitlebens beheimatet war, wo er gelebt und gewirkt hat: in Königsberg, Ostpreußen.

Wahrhaftigkeit in der Geschichtsschreibung sollte für uns Deutsche einhergehen auch mit einem unverkrampften Bekenntnis zur deutschen Kulturnation und mit ihm zur Kultur und dem Kulturerbe der deutschen Heimatvertriebenen und Spätaussiedler. Dies hat mit Chauvinismus nichts, mit Verantwortung für deutsche Kultur in Vergangenheit und Zukunft alles zu tun.

(KK)

Hans-Günther Parplies

Bewusstsein ist ein Ganzes

Amputation als kulturelles Vergehen

Jubiläumsjahre bringen es an den Tag: Die Verkürzung der deutschen Geschichte auf das Geschehen im Gebiet der heutigen Bundesrepublik schreitet im Bewusstsein der Öffentlichkeit hierzulande erschreckend voran. Die Ausblendung der Geschehnisse in den ehemaligen östlichen Provinzen erfolgt selbst da, wo die dortigen Ereignisse grundlegend oder entscheidend für die weitere Entwicklung auch im Westen waren.

Das erlebten wir im Jahr 2013, in dem sich der Beginn der Befreiungskriege gegen die napoleonische Vorherrschaft in Mitteleuropa zum 200. Mal jährte. In dem Prozess der Herausbildung eines nationalen Selbstverständnisses der Deutschen spielten die Ereignisse des Jahres 1813 eine entscheidende Rolle. Der Kampf gegen die französische Besatzungsherrschaft unter Napoleon Bonaparte seit 1813 setzte auch eine politische Bewegung frei, welche die Ordnung Deutschlands und Europas im 19. Jahrhundert maßgeblich prägte und bis heute nachwirkt.

Bedeutend ist der „ostdeutsche“ Anteil am Geschehen des Jahres 1813. Das betrifft sowohl die handelnden Personen mit ihren starken Verbindungen zu den östlichen Provinzen Preußens, also die den Wiederaufstieg Preußens ermöglichenden Reformer und die zur Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft aufrufenden Intellektuellen, als auch Orte wie das an der preußisch-russischen Grenze gelegene Tauroggen, wo am Jahreswechsel 1812/1813 die Konvention geschlossen wurde, die das gegen Napoleon gerichtete Bündnis zwischen Preußen

und Russland einleitete, oder Königsberg mit dem Beschluss der Stände Ostpreußens vom 7. Februar 1813, eine Landwehr zum Schutze der Heimat aufzubauen, oder Breslau, wo König Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 den Aufruf „An mein Volk“ erließ, der den Beginn der gesamtdeutschen Erhebung markierte.

Im Jubiläumsjahr 2013 keinerlei Gedenken, sondern nur tiefes Schweigen von der deutschen Politik wie ebenso von der Öffentlichkeit hierzulande zu all den Jahrestagen dieser Ereignisse, die doch sowohl für die Nationsbildung der Deutschen wie für die Demokratiebewegung in Deutschland anstoßgebend und wichtig waren. Keine parlamentarische Gedenkstunde, kein großer wissenschaftlicher Kongress zu der Thematik. Nicht einmal eine Briefmarke der Post für die Konvention von Tauroggen oder für die Stiftung des „Eisernen Kreuzes“ durch Friedrich Wilhelm III. im Frühjahr 1813 von Breslau aus. Nichts.

Erst im Herbst 2013, als die 200. Jahrestage der Ereignisse von 1813 auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik, nämlich in Sachsen, ankamen, änderte sich das Bild total. Jetzt brach ein wahrer Sturm des öffentlichen Gedenkens los. Jetzt gab es auch einen Staatsakt: Die sächsische Landesregierung richtete in dem mit hohem Millionenaufwand restaurierten Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig einen international besetzten Festakt aus, der europaweit Beachtung fand. Die Presse und das Fernsehen überschlugen sich mit Berichten

und Dokumentationen. Die Post widmete der Völkerschlacht eine Sondermarke, und allerorten fanden nun in der Bundesrepublik zu den jeweiligen Jahrestagen der örtlichen Ereignisse lokale Gedenkveranstaltungen statt.

Die große öffentliche Aufmerksamkeit für die Ereignisse vom Herbst 1813 ist erfreulich und dem Geschehen durchaus angemessen. Schließlich besiegelte die Völkerschlacht bei Leipzig das Ende der Herrschaft Napoleons über Deutschland und Mitteleuropa und prägte damit die weitere deutsche und europäische Entwicklung. Aber die Völkerschlacht ist nicht der Anfang der Geschichte. Ohne Kenntnis des Vorgeschehens ist weder ihr Zustandekommen zu verstehen, noch ist die Folgeentwicklung zutreffend zu beurteilen. Daher ist es ein schwerwiegendes Versäumnis, dass die Wissenslücke im öffentlichen Bewusstsein über die vorentscheidenden Vorgänge im Osten weder im Jubiläumsjahr 2013 noch seither angegangen worden ist.

Die gleiche Ausblendung der Geschehnisse im Osten und Verkürzung der deutschen Geschichte auf den Raum der heutigen Bundesrepublik haben wir vier Jahre später beim Reformationsjubiläum erneut erleben müssen. Das Luther-Jahr 2017 war geprägt durch eine breite öffentliche Reflexion über das Reformationsgeschehen vor 500 Jahren und seine Auswirkungen bis zum heutigen Tag. Vorbereitet durch eine ganze Luther-Dekade in der evangelischen Kirche, begleitete eine schier unüberschaubare Fülle von Veranstaltungen, Luther-Feiern, Ausstellungen und Diskussionsrunden, auch in den Medien und nicht zuletzt im Fernsehen, allenthalben im Lande das Gedenkjahr. Viele der Luther-Stätten in Mitteldeutschland erstrahlten – mit Millionenaufwand restauriert und hergerichtet – in neuem Glanz. Diese große öffentliche Aufmerksamkeit gebührte dem Anlass, Martin Luthers berühmtem Thesenanschlag vom 31. Oktober 1517 in Wittenberg, einem Ereignis, das in seinen Auswirkungen auf Politik, Religion, Kultur und Gesellschaft weltgeschichtliche Bedeutung erlangen sollte. Entsprechend breit ausgefächert waren die Ansätze und Themen der Debatte.

Was dabei jedoch völlig in den Hintergrund trat oder ganz ausgeblendet wurde, war die Entwicklung der Reformation in den innerhalb und außerhalb der damaligen Reichsgrenzen gelegenen Landschaften des historischen deutschen Ostens, Regionen, die Wesentliches



Raum der Be-Geisterung:
Wenzel Hablik, *Dom-Inneres – Festhalle, Gondelkanal, Wasserkünste, leuchtende Gasglassballons*. 1921. Öl auf Leinwand, 132 x 95 cm

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 14402. Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

zum Durchbruch der reformatorischen Ideen beigetragen haben. Die evangelischen Landeskirchen dieser Regionen, die diesen Beitrag hätten leisten können, sind seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges durch die Vertreibung und Zerstreuung der Menschen, die sie einst trugen, zum großen Teil ausgelöscht worden. Die allgemeine Westorientierung der Republik verstellt ohnehin den Blick auf den Osten Europas.

Die einschlägigen Kulturinstitutionen haben sich mit ihren bescheidenen Mitteln bemüht, das Geschehen in den östlichen Regionen in das Reformationsgedenken einzubringen. In den allgemeinen Veranstaltungsprogrammen zum Luther-Jahr aber – seien sie staatlicher, kirchlicher oder kultureller Provenienz – suchte man ebenso wie in den allgemeinen Medien vergebens nach Ostpreußen und Schlesien, den böhmischen Ländern und Siebenbürgen. Der große international besetzte Fachkongress des

Deutschen Historischen Museums in Berlin zum „Luthereffekt im östlichen Europa“ widmete von 19 Fachreferaten (Ost-)Preußen kein einziges; Schlesien und Böhmen kamen gerade einmal bei den Kirchenbauten zum Zuge, nur Siebenbürgen wurde reichlich thematisiert.

Diese Aussparung ist umso verwunderlicher, als aus diesen Regionen doch nicht nur wichtige Beiträge zum Reformationsgeschehen kamen, sondern eben dort, in Ostpreußen, die Lehre Martin Luthers ihren welthistorisch bedeutenden politischen Durchbruch erfuhr. Luther selbst hat die Entwicklung in Königsberg und Preußen als Wunder erlebt: Ausgerechnet der Staat des Deutschen Ordens tritt als erstes und dazu großes Territorium geschlossen zu der neuen Lehre über und wird 1525 das erste protestantische Fürstentum überhaupt. War denn der politische Durchbruch für die Reformation durch das Geschehen in Ostpreußen etwa kein „Luthereffekt“? Der Reformator jedenfalls

kommentierte die Entwicklung mit dem Ausruf: „In voller Fahrt und mit prallen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen!“ Erst zwei Jahre später folgt, ermutigt durch den Anstoß aus Preußen, die Landgrafschaft Hessen und dann erst Kur-Sachsen.

Das Reformationsjubiläum von 2017 war nur ein weiteres Beispiel dafür, wie deutsche Geschichte jenseits der Grenzen der Bundesrepublik hierzulande ausgespart und totgeschwiegen wird; das selbst dort, wo sie konstitutiv für die weitere Entwicklung auch im Westen war. Die Chance, die das Luther-Jahr geboten hätte, die Wissenslücken aufzufüllen, wurde leider nicht genutzt. Wenn wir Europa wirklich wollen, werden wir aber nicht umhinkommen, auch die Geschichte ernst zu nehmen, die in seinem östlichen Teil stattgefunden hat. Die im Mai anstehende Europawahl gibt Anlass, darüber nachzudenken.

(KK)

Harald Roth

Ein Ziel, viele Zielgruppen

Deutsches Kulturerbe im östlichen Europa – Gedanken zur Zukunftsfähigkeit eines Auftrags

Bei der täglichen Auseinandersetzung mit dem Thema „Deutsches Kulturerbe im östlichen Europa“ ist es stets von neuem notwendig, sich selbstreflexiv der Frage nach dessen gesellschaftlicher Relevanz zu stellen – sofern man nicht im akademieähnlichen Elfenbeinturm allein der „zweckfreien“ Wissenschaft verpflichtet ist. Widmen wir uns diesem Thema also, weil vor rund 65 Jahren ein erstaunlich zukunftsorientierter und zukunftsfähiger Gesetzesparagraph geschaffen wurde und wir uns eben der Gesetzestreue verschrieben haben, oder gibt es da noch mehr, was uns Ansporn gibt und Verpflichtung ist?

Natürlich sind da in erster Linie jene Menschen, die im heutigen Deutschland leben und aus ehemals deutschen Ländern und Provinzen oder aus (teils noch bestehenden) deutschen Siedlungsgebieten stammen, deren Geschichte, Kultur, Identität es zu erhalten und anderen zu

vermitteln gilt. Aber von den vielen Millionen Menschen, die durch Flucht, Vertreibung, Aussiedlung und Spätaussiedlung in die heutige Bundesrepublik gekommen sind, interessiert sich – leider – nur ein Bruchteil für diese kulturellen Aspekte ihrer Existenz. Die verbandsmäßig Organisierten haben politisch aktive und teils lautstarke Vertreter, aber kulturelle Fragen stehen für sie nur in wenigen Fällen im Vordergrund – ein gewisser Wandel mag gerade eingeläutet werden, da in diesem Kontext politische Belange allmählich an Bedeutung verlieren und die Kultur solche hinzugewinnt. Trotz allem erscheint die Zielgruppe der unmittelbar, schicksalhaft Betroffenen zu klein für die große Aufgabe, die der Paragraph 96 BVerfGG vorgibt.

Es rücken als nächste die Nachkommen der zuletzt Genannten, also der Vertriebenen, Flüchtlinge, Aussiedler etc. in den Blick. Schätzungen gehen davon aus, dass ein Viertel bis ein

Drittel der bundesdeutschen Gesellschaft dieser Gruppe zuzurechnen ist, wohl mit steigender Tendenz. Also eine mehr als nur relevante Größe, die inzwischen sämtliche Generationen, alle Bundesländer und alle sozialen Gruppen umfasst. Und für die dieser Hintergrund in den meisten Fällen nicht mehr als eine biographische Fußnote ist und nur in wenigen Ausnahmefällen mit Vereins- oder Verbandsmitgliedschaften zu tun hat. Zumindest Teile dieses Potenzials zu aktivieren lohnt gewiss alle Anstrengungen, wobei nicht nur alle Angebotsformate von klassischen Vorträgen bis zu den sozialen Medien bedient werden müssen, sondern nicht selten hohe Vorbehaltshürden abzubauen sind.

Neben dieser zahlenmäßig in Deutschland wohl größten Zielgruppe ist über jene zu sprechen, die über eigenes Interesse zum Thema stoßen – sei es nun ein (kultur-)geschichtliches,

ein geographisches oder ein touristisches Interesse am östlichen Europa. Oder das Interesse ist fachlicher Natur, wenn Menschen über Wissenschaft, Wirtschaft oder Politik auf Fragen des deutschen Kulturerbes im östlichen Europa stoßen. Zusammen mit jenen, die über eine eigene, nicht-deutsche Migrationsbiographie dazukommen, kann dieser Personenkreis entscheidende inhaltliche Impulse einbringen.

Zwei weitere bedeutende Zielgruppen sind im Ausland zu suchen: Es sind einerseits die deutschen Minderheiten, die es in ganz unterschiedlicher Größe noch in nahezu allen Ländern des östlichen Europa gibt und mit denen uns ein gemeinsames Interesse am Erhalt und an der Vermittlung des deutschen Kulturerbes verbindet. Und es sind deren heutige Nachbarn – die inzwischen meist ebenfalls schon seit zwei bis drei Generationen in den uns beschäftigenden



Dimensionen des Lichts: Dan Flavin, Untitled (for Otto Freundlich). 1990. Drei Elemente mit je fünf vertikal angeordneten Leuchtstoffröhren (L 120 cm) und im rechten Winkel dazu je eine kurze Röhre (L 60 cm) in den Farben Rosa, Gelb, Blau, Rot bzw. Grün

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 18828. Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, © Dan Flavin bei Estate of Dan Flavin – VG Bild-Kunst, Bonn 2019

Regionen lebenden nicht-deutschsprachigen Bewohner. Denn vor allem deren jüngere Generationen entwickeln ein lebhaftes Interesse an der Vergangenheit jener Landschaften, die für sie heute ohne Einschränkung liebgegewonnene Heimat sind. Dies mag die zahlenmäßig wohl größte Zielgruppe im Ausland sein, die zu bedienen mit den verfügbaren begrenzten Mitteln jedoch immer nur punktuell und beispielhaft gelingen kann. Hier aber ist in Perspektive wohl das größte Potenzial zu sehen, wenn es um die langfristige Bewahrung von Erinnerung und von Kulturerbe geht, weil der Bezug zum konkreten Ort und zur Region hier bestehen bleiben wird.

All diese Zielgruppen wird das Deutsche Kulturforum östliches Europa, das ja ausdrücklich

der kulturellen Breitenvermittlung verpflichtet ist, auch bei der Fortführung der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ im Auge haben, wenn es darum geht, diese zukunftsfähig zu erhalten und als Informationsmedium über deutsches Kulturerbe im östlichen Europa weitflächig zu verankern. Dass uns künftig die Aufgabe zufallen wird, dieses traditionsreiche Medium weiterzuführen, freut uns in besonderer Weise. Es ist eine ehrenvolle Verpflichtung, die wir übernehmen, und die bisherige über fünfzigjährige Leistung im Rahmen der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat bzw. der Stiftung deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR wird uns Ansporn für die eigene Arbeit sein.

(KK)

Udo Arnold

Ostdeutsch – bundesdeutsch-polnisch – europäisch?

Bewusstseinswandel im wissenschaftlichen und politischen Raum

„Wir lachen des hämischen Geredes über die willkürliche Entstehung des preußischen Staates, wenn wir die deutsche Großmacht der modernen Welt auf demselben Boden gefestigt sehen, wo einst das neue Deutschland unserer Altvorderen, die baltische Großmacht des Mittelalters sich erhob. Und wer vermag das innerste Wesen von Preußens Volk und Staat verstehen, der sich nicht versenkt hat in jene schonungslosen Rassenkämpfe, deren Spuren, bewusst und unbewusst, noch in den Lebensgewohnheiten des Volkes geheimnisvoll fortleben? Es weht ein Zauber über jenem Boden, den das edelste deutsche Blut gedüngt hat im Kampfe für den deutschen Namen und die reinsten Güter der Menschheit.“

Nicht etwa in den 20er, 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde dies geschrieben, sondern 1862 von Heinrich von Treitschke, einem damals noch nationalliberalen Historiker und politischen Schriftsteller, der später zum preußischen „Hofhistoriographen“ wurde. Er prägte mit dieser Sicht bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts das deutsche Bewusstsein über den Deutschen Orden in entscheidender Weise. Die Ordensge-

schichte wurde auf das mittelalterliche Preußen, das spätere Ost- und Westpreußen, fokussiert. Die Geschichte des Ordens in den Gebieten des Deutschen Reiches, in anderen europäischen Ländern und im Heiligen Land fiel – abgesehen von örtlichen Erinnerungen – weitgehend dem Vergessen anheim.

Zehn Jahre nach dem Erscheinen des Aufsatzes von Treitschke begann der polnische Historienmaler Jan Matejko seine Skizze zur „Schlacht bei Grunwald“, die entscheidende Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg 1410 gegen das polnisch-litauische Heer darstellend, deren großformatige Ausführung als Ölgemälde (ca. 42 Quadratmeter) wenig später zu einer Nationalikone des geteilten Landes wurde, eine Stellung, die das Gemälde bis heute inne hat. Preußen als triumphierende Teilungsmacht neben Österreich und Russland, Polen als geteilte Nation standen sich unversöhnlich gegenüber und gestalteten im Rahmen der jeweiligen Möglichkeiten das Bewusstsein ihrer Bevölkerung. Die verherrlichenden bzw. verteufelnden Romane von Ernst Wichert („Heinrich von Plauen“, 1881) und Henryk Sienkiewicz („Die

Kreuzritter“ – „Krzyszacy“ 1897–1900), letzterer als Printmedium bzw. als Film bis ins 21. Jahrhundert immer wieder neu aufgelegt, bieten ein weitest verbreitetes Beispiel der gegenseitigen Bewusstseinslage.

So wurde in der Folgezeit die Geschichte des Deutschen Ordens zu einem mehr und mehr „ostdeutschen“ Phänomen, vollkommen in Übereinstimmung mit jener preußisch-deutschen bzw. polnischen Tradition des 19. Jahrhunderts. Die bundesdeutsche Öffentlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg überließ das Thema daher den Vertriebenen, genauso wie etwa pommerische oder schlesische Landesgeschichte; das galt auch weitgehend im wissenschaftlichen Raum, etwa den Universitäten. Der allgemeine Blick auf jenen Teil der Vergangenheit, der wie vieles andere einen Teil der Geschichte des gesamten Deutschland darstellt, wurde durch eine stets stärker werdende politische wie wissenschaftliche Westorientierung versperrt. Daran änderte auch nichts der Paragraph 96 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes, laut dem seitens der Regierungen von Bund und Ländern „das Kulturgut der Vertreibungsgebiete im Bewusstsein ... des gesamten deutschen Volkes erhalten“ werden sollte. Er machte vielmehr, ganz anders als eigentlich intendiert, jenen Teil der gesamtdeutschen Vergangenheit noch stärker zu einem ostdeutschen Phänomen.

Aus polnischen Augen sah das jedoch anders aus. Hatte das Königreich Preußen jenen Ordensstaat zu seinem Vorläufer erkoren und wurde diese zum Beginn des 19. Jahrhunderts konstruierte Tradition vom deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik und dem „Dritten Reich“, wengleich mit Variationen, weitergeführt, so hatte die Bundesrepublik neben vielem anderen auch dieses Erbe übernommen. Dementsprechend galt die Geschichte des Deutschen Ordens, fokussiert auf die Gebiete jenes mittelalterlichen Staates an der Ostsee, als Teil der Geschichte des deutschen Aggressors – sie war seit dem Kaiserreich von einem ostdeutschen Phänomen zu einem „deutsch-polnischen“ Phänomen politischer Auseinandersetzung geworden und blieb es weiterhin.

Auch in der Phase erster Annäherung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen nach dem Warschauer Vertrag 1970 stellte in den zwischen beiden Ländern vereinbarten Schulbuchgesprächen das Thema

Deutscher Orden das Dissensthema Nummer eins dar, nicht etwa Polen unter deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg oder Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den ostdeutschen Provinzen. Das nahm die allgemeine bundesdeutsche Öffentlichkeit allerdings in dieser Form nicht wahr, handelte es sich in ihren Augen doch offenbar nur um ein ostdeutsches Problem, das sich mit dem zurückgehenden Einfluss ostdeutscher Landsmannschaften auf Politik und öffentliches Bewusstsein im Laufe der Zeit von alleine erledigen würde.

Umso überraschender waren daher für viele die heftigen Diskussionen in den bundesdeutschen Länderparlamenten über die Empfehlungen jener Schulbuchgespräche der Phase 1972–1976, was sich jedoch einfach erklären lässt: In den Länderparlamenten konnte der Warschauer Vertrag als Teil bundesrepublikanischer Außenpolitik nicht breit diskutiert werden, dies wurde in einer Art Stellvertreterdiskussion anhand der Schulbuchempfehlungen nunmehr nachgeholt. Somit rückte auch die preußische Deutschordensgeschichte auf deutscher Seite in ein „bundesdeutsch-polnisches“ Problemfeld.

Die Beteiligten jener Schulbuchgespräche waren sich allerdings einig, dass das Dissensthema Nummer eins einer gesonderten Behandlung zugeführt werden musste, wollte man auch dabei eine Annäherung in den Beurteilungen erzielen. Dementsprechend widmete sich 1974 die erste Spezialkonferenz der Schulbuchgespräche dem Thema Deutscher Orden im mittelalterlichen Preußen, ohne allerdings zu gemeinsamen Empfehlungen zu kommen. Die polnischen wie die bundesdeutschen Historiker gelangten aber rasch zu der Erkenntnis, dass dieses umstrittene Thema aus den offiziellen Schulbuchkonferenzen herausgelöst und auf eine rein wissenschaftliche Ebene verlagert werden sollte – man wollte Abstand vom politischen Tagesgeschehen gewinnen. Das beruhte auf der beiderseitigen Erkenntnis, dass die Geschichte des Deutschen Ordens in seinem mittelalterlichen Staat Preußen seit Beginn des 19. Jahrhunderts von preußisch-deutscher wie von polnischer Seite politisch gebraucht, teils sogar missbraucht worden war und daher dringend einer Neubewertung bedurfte, die nunmehr aber gemeinsam vorgenommen werden sollte.

Eine Plattform dazu bot die Historische Kom-

*Metaphorisch,
gleichwohl reali-
tätsgetreu:
Willy Jaeckel, Rus-
sische Landschaft.
1919. Öl auf
Leinwand,
120 x 120,5 cm*

Kunstforum Ostdeut-
sche Galerie Regens-
burg, Inv.-Nr. 4837.
Leihgabe der Bundes-
republik Deutschland.
Foto: Kunstforum
Ostdeutsche Galerie
Regensburg



mission für ost- und westpreußische Landesforschung ab 1977 immer wieder im Rahmen ihrer Jahrestagungen. Es folgte der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte in zwei Konferenzen im Herbst 1977 und Frühjahr 1978 auf der Insel Reichenau im Bodensee, die allgemein den Ritterorden in Europa gewidmet waren. In beiden Gremien wurde rasch deutlich, dass die Betrachtung des Deutschen Ordens als ostdeutsches Phänomen zu kurz griff, dass auch die deutsch-polnische Betrachtung nicht ausreichte, sondern dass eine Dimension der Erarbeitung geboten war, die dem mittelalterlichen Orden in seiner Erstreckung von Jerusalem bis Reval gerecht wurde.

So kam es im Frühjahr 1978 auf der Insel Reichenau bei einem Spaziergang zu dritt zu einem für die damalige politische Situation sehr kühnen Plan: An der polnischen Universität Torun (Thorn) sollte eine internationale Konferenzserie ins Leben gerufen werden zum Thema Ritterorden im Mittelalter, innerhalb

derer dem Deutschen Orden eine zentrale Rolle zgedacht wurde. Ins Auge gefasst wurde gleichzeitig die Gründung einer internationalen Wissenschaftskommission zur Erarbeitung der Deutschordensgeschichte von der Gründung im Heiligen Land am Ende des 12. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, existierte der Orden doch – wengleich damals seit 55 Jahren nicht mehr als Ritterorden – bis in die Gegenwart. Beide Institutionen sollten ihre Konferenzen alternierend im jährlichen Wechsel veranstalten. Diese Initiativen waren zwar primär als bundesdeutsch-polnische Institutionen gedacht in engster personaler Verzahnung, erhofft wurde jedoch entsprechend der Themenstellung eine baldige Ausweitung des auf nur zwei Länder bezogenen Rahmens. Da es in Polen gewiss schwieriger sein würde, das Vorhaben zu realisieren, sollte die dortige Konferenzserie den zeitlichen Vortritt genießen.

Was als Vision entstand, ließ sich trotz aller Widerstände realisieren: 1981 fand in Thorn

unter dem Vorsitz von Zenon Hubert Nowak die erste Konferenz „Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica“ statt, deren Vorträge in deutscher Sprache gehalten und zwei Jahre später auch veröffentlicht wurden. Die personale Erweiterung über den bundesdeutsch-polnischen Horizont gelang ebenfalls: Zu den Referenten zählten der in Dänemark lehrende schwedische Historiker Tore Nyberg und der estnische Historiker Enn Tarvel.

Doch stand der Anfang politisch unter keinem guten Stern: Im Dezember jenes Jahres wurde in Polen das Kriegsrecht ausgerufen, die Kooperation über die Grenzen hinaus lag erst einmal wieder auf Eis. Die für das folgende Jahr geplante Gründung der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens musste auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Umso bemerkenswerter war, dass es gelang, in Thorn den Zweijahresrhythmus der Konferenzen und die Beteiligung von Kollegen aus anderen europäischen Ländern beizubehalten – wir haben nie gefragt, welche Wege dazu gegangen werden mussten, sie aber mit Hochachtung anerkannt, wie denn auch die Formen der Kommunikation unter dem polnischen Kriegsrecht manchmal verschlungene Pfade benötigten, jedoch aufgrund des persönlichen Vertrauens funktionierten.

Da 1990 die Gründung des Deutschen Ordens im Heiligen Land sich zum 800. Male jährte und dazu eine internationale Ausstellung geplant war, musste die entsprechende internationale Kommission gegründet werden. Auch wenn das Kriegsrecht offiziell 1983 aufgehoben wurde, blieben Zensur und weitere Einschränkungen in Polen bestehen, bis sich die Situation durch die Entwicklung in der Sowjetunion unter Gorbatschow allmählich entspannte. Trotzdem gelang es, im Herbst 1985 jene internationale Kommission zu gründen, im neutralen Wien, wo sie bis heute ihren Sitz hat. Sie war zwar ebenfalls polnisch-deutsch dominiert, doch zählte sie von Anfang an Mitglieder aus anderen europäischen Ländern. Damit konnte die Vorbereitung jener Ausstellung beginnen, die 1990 im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg ihre Türen öffnete und auch zu einem medialen Ereignis wurde – vorbereitet noch in der Ära der deutschen und europäischen Teilung und nunmehr voll in die politische Entwicklung passend, allerdings auch ein deutliches Zei-

chen, dass die Wissenschaft der Politik sehr wohl eine Nasenlänge voraus war. Gemäß der Wirksamkeit des Deutschen Ordens kamen die Exponate aus 17 verschiedenen Ländern, selbst aus dem damals noch kommunistisch geführten Baltikum und der DDR – aus Polen sowieso mit ca. 20 Prozent der Leihgaben. Der Katalog, inzwischen zu einem Handbuch der Ordensgeschichte geworden, zeigt denn auch bis heute den Stand der damaligen Forschung, im folgenden Vierteljahrhundert deutlich weiter internationalisiert: Es handelte sich nicht mehr um ein ostdeutsches oder deutsch-polnisches Thema, es war auf der europäischen Ebene angekommen.

Das öffentliche wie auch das politische Bewusstsein benötigte zwar noch länger – schließlich rechnet man mit zwei Generationen, bis sich neue Wissenschaftserkenntnisse ihren Weg beispielsweise bis ins Schulbuch gebahnt haben. So hatte die Bundesregierung Angst vor dem Thema, das Außenministerium verweigerte die eigentlich im eigenen Hause angedachte Schirmherrschaft über die Ausstellung, und das Bundespräsidialamt verzichtete letztlich auf das zugesagte Grußwort des Bundespräsidenten zur Eröffnung. Auch die zum Jubiläum geplante Briefmarke musste vor ihrem Erscheinen erst deutsche Hürden nehmen, und die Sondermünze erschien schließlich mit einjähriger Verspätung – allerdings nun als erste gesamtdeutsche Sonderprägung mit höherer Auflage als bislang. Trotzdem: Die Vision, auf dem Spaziergang von 1978 entstanden, war in nur zwölf Jahren Wirklichkeit geworden, was damals niemand geglaubt hätte.

Der heutige Stand sieht so normal aus: Im Jahr 2019 findet in Thorn die 20. Konferenz „Ordines militares“ statt, ihre Referenten kommen inzwischen aus der ganzen Welt bis hin zu den USA oder Australien, und die Mitglieder der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens leben in 15 Ländern von Israel bis Russland, entsprechend den Wirkungsfeldern des Ordens. Und als Polen 2010 die 600jährige Wiederkehr seines Sieges über den Deutschen Orden auf dem Schlachtfeld von Grunwald/Tannenberg feierte, sprach der Hochmeister des Ordens P. Dr. Bruno Platter OT auf Einladung des polnischen Staatspräsidenten ein offizielles Grußwort – in Polen ein mediales Ereignis besonderer Art, in

Deutschland allerdings nicht wahrgenommen. Doch es war kein einfacher Weg von einem ostdeutschen Thema über den harten bundesdeutsch-polnischen Dissens zur Kooperation auf europäischer Ebene. Nicht dass die Urteile über die Geschichte des Deutschen Ordens nunmehr identisch wären, gleich wer sie äußert. Das wäre der Tod jeder Wissenschaft, die von der Diskussion lebt. Doch es gibt keine landmannschaftlich, regional oder national bestimmten Lager mehr, es ist eine europäisch und inter-

national geprägte Kooperation entstanden, und im deutsch-polnischen Wissenschaftsdialog hat inzwischen die Geschichte des 20. Jahrhunderts die Dissensrolle eingenommen. Dieses Beispiel macht die Bedeutung einer Kultur deutlich, die oft allzu einseitig als ausschließlich ostdeutsch bezeichnet wird und in Wirklichkeit einen bedeutenden Teil der gesamten deutschen und darüber hinaus gleichermaßen europäischen Kultur darstellt.

(KK)

Monika Taubitz

Bei der historischen Wahrheit hört die künstlerische Großzügigkeit auf

Die „Kulturpolitische Korrespondenz“ begleitete mich durch Jahrzehnte meines Lebens

Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich das erste Mal eine Ausgabe der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ in die Hände bekam, es muss aber bereits in den ersten Jahren nach ihrer Gründung gewesen sein; jedenfalls entschloss ich mich sogleich zum Abonnement dieser besonderen Zeitschrift. Ihr Inhalt wie auch ihr Format sagte mir sofort zu.

Beim Lesen in der Bahn – zum Beispiel – belästigte man beim Umblättern keinen Mitreisenden, außerdem ließen sich einzelne interessante Artikel leicht herauslösen, damit sie dann in passender Größe in einem Ordner problemlos untergebracht wurden. Natürlich hatte die Wahl des DIN-A4-Formates und der nur einseitige Druck einen ganz anderen Grund. Er war damals noch für die Klemmbretter der Setzer an ihren Linotypes konzipiert worden, denn die KK richtete sich zunächst an andere Druckerzeugnisse, Periodika und Herausgeber von Anthologien, war also zum Weiterreichen verschiedener Inhalte an andere Printmedien gedacht worden.

Ich selbst machte später von diesem Angebot ebenfalls Gebrauch, als ich über einen Zeitraum von siebzehn Jahren den „Volkskalender für Schlesier“ herausgab und der Aufstieg Verlag für die der KK entnommenen Beiträge kein Honorar zahlen musste, sondern nur ein Beleg-

exemplar zu liefern hatte. Somit konnten er und viele andere kleinere Verlage, die besonders auf ihre Kosten achten mussten, niveauevolle Artikel übernehmen und ihren Lesern bieten. Aber auch große Zeitungen bedienten sich beim Angebot der KK.

Den einander folgenden KK-Redakteuren gelang es von Anfang an immer, sachkundige und engagierte Autoren für ihre Ausgaben zu gewinnen. Das waren keine gewöhnlichen Journalisten, die beispielsweise wegen eines Gedenktages eilig für ein ihnen bis dahin unbekanntes Thema recherchieren mussten, vielmehr fanden sich dafür Persönlichkeiten, die längst mit der Sache vertraut waren und denen es ein Herzensanliegen war, ihr Wissen, in gute Sprache gefasst, weiterzugeben. Die Autorinnen und Autoren berichteten über die früher ostdeutschen Gebiete und deren Kultur, aus denen sie selbst stammten oder denen sie ihre Forschungsarbeit widmeten. Man spürte und spürt es heute noch beim Lesen.

Als gebürtige Breslauerin hatte mir meine Mutter natürlich bereits in meinen Kinderjahren ein breites Wissen über Schlesien vermittelt und in mir die Liebe zu unserer verlorenen Heimat geweckt. Doch über die anderen vielfältigen, riesigen Gebiete, die vom nordöstlich gelegenen

Baltikum bis in die südöstlichen Siedlungsgebiete auf dem Balkan reichen, samt den bis 1945 zum Deutschen Reich gehörenden Ländern waren meine Vorstellungen und mein Wissen zunächst recht vage. Das änderte sich jedoch, nachdem ich Abonnentin der KK geworden war.

Mein Onkel hatte zwar eine Ostpreußin mit einem ursprünglich französischen Familiennamen geheiratet, aber die Geschichte der Hugenotten, die einst wegen der Verfolgung aus Glaubensgründen ihre Heimat Frankreich verlassen, in Preußen Zuflucht gefunden und sich da integriert hatten, konnte ich aus der KK erfahren. So erging es mir mit vielen anderen Fragen.

Mit einer breit gefächerten Mischung von Beiträgen über Politik, Wissenschaft, Kunst, Literatur und Musik dieser Gebiete weitet die KK den Horizont aufmerksamer Leser. Sie bietet Artikel über Orte, historische Gebäude, besondere Persönlichkeiten, wichtige Gedenktage, ostdeutsche Sammlungen, Ausstellungen und Tagungen und informiert weiterhin über Aktuelles wie auch über die Schätze der Vergangenheit. Selbst der Eisenerne Vorhang war für die KK nicht eisern und hoch genug. Auf irgendwelchen geheimen Wegen gelangten immer wieder Ex-

emplare, in ihrem damals etwas unscheinbaren Gewand gleichsam getarnt, über die Grenzen. Jedenfalls erhielt ich bereits in den frühen siebziger Jahren jedes Mal, wenn einer meiner Texte in der KK erschien, von einem polnischen Bibliothekar in Kattowitz die Rückmeldung, dass er ihn gelesen habe und sich darüber freue.

Wie war ich als noch junge Autorin überhaupt dazu gekommen, in der KK zu veröffentlichen? Ich erinnere mich an eine Tagung der Esslinger Künstlergilde. Professor Hans Gottschalk, damals Fachgruppenleiter für Literatur, zeigte eben, als ich zufällig dazukam, dem KK-Redakteur Peter Nasarski meinen 1968 erschienenen ersten Gedichtband und fragte ihn: Warum veröffentlichen Sie eigentlich keine Lyrik in der Kulturpolitischen Korrespondenz? Ja, warum eigentlich nicht?, fragte Nasarski zurück und nahm das schmale Buch entgegen. Bald darauf erschien ein erstes meiner Gedichte in der KK, und danach wurden fortlaufend Gedichte anderer Autoren und wiederholt auch meine dort gedruckt.

In einem meiner Ordner entdeckte ich Blätter aus der Doppelnummer 77/78 aus dem Jahr 1971 mit der Überschrift: „Portrait einer Künst-



*Wenn der Dichter malt:
Adalbert Stifter,
Das Vonwiller-Haus
in Neuwaldegg.
1841. Öl auf Pappe,
29,5 x 33 cm*
Kunstforum Ost-
deutsche Galerie
Regensburg, Inv.-Nr.
902. Leihgabe der Bun-
desrepublik Deutsch-
land. Foto: Kunstforum
Ostdeutsche Galerie
Regensburg

lerin ...“ Damit war ich gemeint. Wie freute ich mich damals darüber und auch über die damit verbundene Ermunterung zum Schreiben. Jörg Bilke, der Peter Nasarskis Nachfolger wurde, führte in den 80-er Jahren für die KK ein längeres Gespräch mit mir, das er „Schlesien, Land meiner Kindheit ...“ betitelte. Dieses Interview wurde und wird bis heute von meist polnischen Studentinnen und Studenten der Germanistik als Quelle herangezogen, wenn sie sich in ihren Arbeiten mit einem oder mehreren meiner Bücher beschäftigen.

Viele Jahre hindurch führte der Ostdeutsche Kulturrat (heute die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR) Erzähl- und Hörspielwettbewerbe durch und zeichnete die Gewinner mit Preisen aus. Die Aufrufe dazu wie auch die Ergebnisse wurden jeweils in der KK veröffentlicht. Dem Stichwort des 13. Wettbewerbs mit dem Titel „In einer Stunde mussten wir fort“ folgte ich und gewann mit meinem Hörspiel „Gestörte Befragung“ den Preis. Zur Preisverleihung reiste ich 1981 ins Funkhaus des damaligen Süddeutschen Rundfunks nach Stuttgart. (Später wurde das Stück von dort und vom Westdeutschen Rundfunk aus mehrfach

gesendet.) Einige Tage vor der Feier gab es noch ein kleines Vorspiel. Einer der Radioredakteure rief mich in Meersburg an und versuchte mich zu überreden, an meinem Hörspiel noch etwas zu ändern, um dem Thema seine Brisanz zu nehmen, also es zu glätten und zu entschärfen, etwas großzügiger mit der Wahrheit umzugehen. Ich blieb standhaft, so wie die KK auch unbeirrt bei damals noch unliebsamen Themen verfuhr und stetsverfährt.

Weiterhin begleitete und begleitet mich die KK bis heute, auch wenn sie längst keine Gedichte mehr veröffentlicht, aus Kostengründen ihren Erscheinungsrhythmus stark reduzieren musste, ihre Erscheinungsform jedoch gefälliger und bunter als früher gestaltet. Sie ist mir noch immer ein wichtiger und kompetenter Begleiter in Sachen deutscher Kultur im östlichen Europa. Bis heute wird sie wie schon seit vielen Jahren durch die Handschrift des engagierten Redakteurs Georg Aesch und seiner kenntnisreichen Autoren geprägt. Und die Leitartikel des Präsidenten des OKR, Klaus Weigelt, zählen ebenso zu meiner ständigen Lektüre. Ihnen allen und ihren Vorgängern sei Dank gesagt.

(KK)

Ortfried Kotzian

Identität hat man nicht, man schafft sie

Wie nah oder fern stand mir die „Kulturpolitische Korrespondenz“ in den vergangenen fünf Jahrzehnten?

„Es war einmal ein Tag, da wollte ich einen Blick in die Zukunft tun. Einen winzigen nur, allerdings. Nach einigen vorangegangenen Einblicken in das, was doch demnächst Vergangenheit sein sollte, bin ich nicht mehr neugierig auf morgen. Das Kommende kommt, habe ich gelernt. Das Geschehene geschieht. Es geschieht mit mir über mich hinweg. ... Was immer ich nach Gutdünken wähle, wird Folgen haben, deren Wendungen ich nicht voraussehe. Sie werden mitbestimmt von der Zeit. Sie verlaufen darin, wie alles sich in der Zeit verläuft. Dass es gewesen ist, davon zeugt allein, was sich davon erzählen lässt. Die Welt ist ein ungeheuerlicher Speicher von erzähltem Wiedererzählbaren.“

Mit diesen Worten beginnt der Bukowiner Schriftsteller Gregor von Rezzori seinen autobiografischen Roman „Mir auf der Spur“. Auch ich möchte in der folgenden Abhandlung darüber nachdenken, wie die „Kulturpolitischen Korrespondenz“ in den vergangenen fünf Jahrzehnten, in denen ich mich ihr Mitarbeiter nennen durfte, „über mich hinweggekommen und mit mir geschehen ist“. Ich will versuchen, zu erklären, wie ich – ein im bayerischen Schwaben Geborener – mich mit den Sudetendeutschen, ihrer Kultur, ihrer Geschichte und ihren Menschen, die wir sudetendeutsche Volksgruppe nennen, identifizieren kann und somit einen Zugang zur ostdeutschen Kultur insgesamt gefunden habe.



*Erschütterung, ins Bild
gebannt:
Gerhard Hoehme,
Seismographisches.
1957. Öl auf Leinwand,
100 x 80,5 cm*

Kunstforum Ostdeutsche
Galerie Regensburg, Inv.-Nr.
17882. Leihgabe des Landes
Nordrhein-Westfalen. Foto:
Kunstforum Ostdeutsche
Galerie Regensburg, © VG
Bild-Kunst, Bonn 2019

Viele große und bedeutende Persönlichkeiten haben und hatten ihren Ursprung in den Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien, waren dort als Menschen deutscher Zunge geboren worden oder hatten Kultur und Geschichte des Sudetenlandes zu ihrem Thema gemacht. Letzteres habe auch ich getan, aber die natürlichen Voraussetzungen, die physische Herkunft aus dem Sudetenland blieb mir versagt.

Der Blick auf meinen Geburtsort Fellheim bei Memmingen macht dies mehr als deutlich: Drei Jahre nach der Vertreibung meiner Mutter aus dem Riesengebirge im „Entbindungsheim für Flüchtlingsmütter“ im Schloss zu Fellheim zur Welt gekommen, aufgewachsen in Illertissen, etwa 20 Kilometer entfernt, war mein Lebensweg ganz und gar nicht in Richtung auf „sudetendeutsche Kultur“ festgelegt. Ich hätte auch ein

Urschwabe oder jemand ganz anderes werden können. Genau diese Fragen waren es aber, die mich immer von neuem beschäftigt haben: Wer bin ich? Was schafft Identität? Was ist Kultur? Was ist spezifisch „sudetendeutsche oder ostdeutsche Kultur“? Gibt es die überhaupt? – Es war ein schwieriges Unterfangen bis zum heutigen Tage, dieses Ringen, Antworten auf die Fragen zu finden.

Nach Max Weber wird unter Kultur all das verstanden, was die Sinngebungen, die Herstellung von Sinn und Bedeutung und Zielsetzungen bestimmter menschlicher Gemeinschaften symbolisch ausdrückt. Diese „menschliche Gemeinschaft“ muss ich wohl bei den Sudetendeutschen gefunden haben. Und unter „kultureller Identität“ versteht man das Zugehörigkeitsgefühl eines Individuums oder einer sozialen Gruppe

zu einer bestimmten kulturellen Gesamtheit. Dies kann eine Gesellschaft oder ein bestimmtes kulturelles Milieu sein.

Es war in meiner Kindheit in Illertissen die Kindergruppe der Sudetendeutschen Landsmannschaft, später dann die Sudetendeutsche Jugend oder die DJO, damals noch Deutsche Jugend des Ostens, heute Deutsche Jugend in Europa genannt. Identität stiftend ist meist die Vorstellung, dass man sich von anderen Individuen oder Gruppen durch Sprache, Religion, ethnische Zugehörigkeit, Wertvorstellungen, Sitten und Gebräuche oder andere Aspekte der Lebenswelt unterscheidet. Was kulturelle Identität ausmacht, kann sehr unterschiedlich sein und auch zueinander im Widerspruch stehen. Das ist der Kernpunkt der Spurensuche auf dem Weg zu meiner sudetendeutschen Identität. Was unterscheidet mich von anderen Menschen und wie wirkten sich die genannten Merkmale in meinem Leben aus bzw. was war von ihnen überhaupt vorhanden? Alles in diesem Leben war „ergebnisoffen“. Aber auch alles, was mit dem Begriff „sudetendeutsch“ zusammenhing, war für uns Nachgeborene nicht einfach da, sondern musste mühselig errungen, erarbeitet, erlesen oder erfahren werden.

In meinen Berufen vom Lehrer über den Seminarleiter, den Universitätsdozenten, den Institutsleiter war das immer wieder in unterschiedlicher Weise gegeben. Am stärksten konnte ich mich jedoch wohl in dem genannten Sinne im Münchner Haus des Deutschen Ostens ausleben, also in den letzten elf Jahren vor meinem Ruhestand im Jahre 2012. Dabei waren es die unterschiedlichsten Tätigkeiten, die mir ostdeutsche Kultur oder das Wissen um das Schicksal der Deutschen im Osten Europas vertraut werden ließen. Ich nenne hier nur als Beispiele die osteuropäische Woche zum EU-Beitritt der mittelosteuropäischen Länder 2005, die zahlreichen Studienreisen in all den Jahren von Tallinn/Reval bis nach Odessa oder von Königsberg/Kaliningrad bis Temeswar/Timisoara sowie durch das gesamte Sudetenland wie 2012 von Znaim bis Eger oder Böhmisches Krumau und vieles andere mehr. Wichtig war dabei immer die Reflexion der Erfahrungen durch Beiträge in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“.

Ich bin heute der Meinung, dass dieses Erarbeiten der Themen Sudetendeutsche, Schlesier, Ostpreußen etc., Sudetenland, sudetendeutsche

Kultur und aller damit zusammenhängenden Themen wie Deutsche und Tschechen, Nachbarschaft Bayern–Böhmen und Vertreibung und Entrechtung von Minderheiten in Europa das existentielle Problem der Sudetendeutschen und ihrer Volksgruppe in der Gegenwart überhaupt darstellen. Aus einer „sudetendeutschen Schicksalsgemeinschaft“, die sich als nationale Minderheit in der ersten Tschechoslowakei gebildet hat und die durch eine kollektive Vertreibung aus der angestammten Heimat nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges durch die gemeinsame Erfahrung des Leidens gefestigt und zusammengeschweißt wurde, muss in Zukunft eine Gemeinschaft werden im Zeichen des Interesses für alle Facetten sudetendeutscher Kultur, der Verantwortlichkeiten für die Kultur des Sudetenlandes, für die Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen, für die Schaffung eines gemeinsamen europäischen Bewusstseins in den Herkunftsländern Böhmen, Mähren und Schlesien mit der heute dort ansässigen Bevölkerung. Dies gilt in gleichem Maße für alle ostdeutschen Stämme.

Kultur ohne Menschen ist seelenlos. Es muss also auch in Zukunft Kulturträger geben. Der französische Philosoph und Schriftsteller Antoine de Saint Exupéry lässt seinen „kleinen Prinzen“ sagen: „Die Zukunft sollte man nicht voraussehen, sondern möglich machen.“ Das heißt für uns, die wir uns mit der Situation der Deutschen in und aus der Tschechischen Republik auseinandersetzen wollen, dass nur aus einer klaren Sachanalyse der Gegenwart Perspektiven für die Zukunft der Menschen, also auch der Sudetendeutschen, entwickelt werden können.

Es sind Persönlichkeiten, welche in Verbindung mit Ereignissen im Leben zur Bildung der eigenen Identität beitragen. „Auf meiner Spur“, in meiner Kindheit waren das vor allem meine Eltern, die noch lange Jahre „geistig“ im Riesengebirge lebten, auch wenn wir Kinder das gar nicht hören wollten, und denen ich unendlich dankbar dafür bin, dass sie mich nie zu einem „überzeugten Sudetendeutschen“ machen wollten, sondern nur geduldig meine Fragen beantworteten. Vorbilder waren mir außerdem aktive Sudetendeutsche und Hochschullehrer.

Die entscheidende Erfahrung machte ich jedoch im Gymnasium in Illertissen, als meine Mitschüler ihr Unverständnis über meine Aktivitäten in



Halb Land, halb Himmel: Theodor Johann Goldstein, Böhmische Landschaft bei Teplitz-Schönau. 1825. Öl auf Leinwand, 61 x 86 cm

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 11134. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

der DJO äußerten. Ich wollte dagegenhalten können, Argumente finden dafür, dass das Schicksal meiner Eltern und vieler Millionen Deutscher Unrecht gewesen ist, so dass ich während meines Lehrstudiums vergleichende Studien über andere Minderheiten in Europa anstellte. Meine Vergleichsobjekte waren der Basken- und der Nordirlandkonflikt in Westeuropa und der Vielvölkerstaat Jugoslawien in Osteuropa. Die vielen Ähnlichkeiten mit der sudetendeutschen Frage lagen auf der Hand. Über Vergleiche fand ich Argumente. Nun war ich mit dem „Bazillus des Ostens“ infiziert. Fortan ließen mich diese Themen nicht mehr los. Ich hatte dann das Glück, und dafür bin ich besonders dankbar, dass ich in meinem beruflichen Leben sowohl bei der Tätigkeit im Bukowina-Institut in Augsburg als auch im Haus des Deutschen Ostens in München diesen Interessen nachgehen konnte.

Ich habe mich Zeit meines Lebens als Lernen-

der gefühlt. Ich durfte vieles begreifen und verstehen, beileibe nicht alles. Gerne habe ich jene Erkenntnisse als Lehrender weitergegeben bei zahlreichen Vorträgen, Lehrerfortbildungen und Studienreisen in den Osten, als Autor in Sachbüchern, Zeitschriften und Zeitungen – und eben auch in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“. Eine besondere Rolle spielte dabei auch die „Augsburger Allgemeine“, welche mir die Chance eröffnete, in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts Sonderseiten aus Anlass des 40jährigen Gedenkens an die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten zu schreiben.

Alle diese Erfahrungen machten mir klar, dass nur der Weg der Verständigung mit der jeweils gegenwärtigen Bevölkerung eine Möglichkeit eröffnet, „das deutsche Kulturerbe in den Ländern Mittel-, Ost- und Südosteuropas zu pflegen, zu erhalten und weiterzuentwickeln“, wie es im Kulturparagrafen des Bundesvertriebenen-gesetzes heißt.

Dazu gehört auch, an Bertha von Suttner, geborene Gräfin Kinsky, zu erinnern, die 1889 in ihrem Roman „Die Waffen nieder!“, für den sie 1905 den Friedensnobelpreis erhielt, eine feste Überzeugung formulierte: „Doch eines wurde mir auch schon damals klar: Die Geschichte der Menschheit wird nicht – wie dies die alte Auffassung war – durch die Könige und Staatsmänner, durch die Kriege und Traktate bestimmt, welche der Ehrgeiz der einen und die Schlaueit der anderen ins Leben rufen, sondern durch die allmähliche Entwicklung der Intelligenz.“

Wie es 2019 um die Entwicklung der Intelligenz steht und ob Bertha von Suttner recht hatte? Samuel P. Huntington versuchte in seinem Buch „Kampf der Kulturen“ den Zusammenhang zwischen menschlicher Intelligenz und Identität zu erläutern: „Die Menschen leben nicht von der Vernunft allein. Sie können erst dann ihre Eigeninteressen klären und national verfolgen, wenn sie sich selbst definiert haben. Interessenpolitik setzt Identität voraus. In Zeiten eines rapiden gesellschaftlichen Wandels lösen sich

angestammte Identitäten auf, das Ich muss neu definiert werden. Fragen der Identität gewinnen Vorrang vor Fragen des Interesses. Die Menschen müssen sich fragen: Wer bin ich? Wohin gehöre ich? Gesellschaftliches Engagement und politischer Konflikt werden nicht nur Mittel zur Interessendurchsetzung, sondern dienen auch dem viel fundamentaleren Zweck, Identität zu definieren.“ Kulturelle Identität ist das beste Fundament für tragfähige Brücken zu Menschen anderer Sprache und Kultur. An diesem Bauwerk sollten all jene mitwirken, denen europäischer Brückenbau am Herzen liegt – also wir alle.

Ich bin außerordentlich dankbar, vor allem meiner Frau Marie-Luise und meiner gesamten Familie dafür, dass sie meinen Weg immer unterstützend und fördernd mitgegangen sind. Allen anderen, auch der Redaktion der KK und den jeweiligen Präsidenten des OKR, danke ich für langjährige Freundschaft, Aufgeschlossenheit, gute Gespräche und tatkräftiges gemeinsames Wirken.

(KK)

Rüdiger Goldmann

Im Auge Mitteleuropas

2800 Kilometer Habsburg – von Niederschlesien ins Sudetenland 2018

Wer heute das niederschlesische Riesengebirgsvorland, Teile Mittelböhmens und des ehemaligen Österreich-Schlesien (eines Teils des Sudetenlandes) bereist, tut das im Bewusstsein, dass alle diese Gebiete über Jahrhunderte habsburgisch regiert und geprägt wurden. Wir überzeugten uns 2018, hundert Jahre nach der Gründung der Tschechoslowakei, ein Dreivierteljahrhundert nach der fast völligen Vertreibung der angestammten deutschen Bevölkerung auf beiden Seiten des auch heute wieder eine Grenze bildenden Gebirgszuges der Sudeten von den historischen Heimstätten, dem Schicksal der schlesisch-sudetendeutschen Menschen und den Verlusten der Kriegs- und Nachkriegszeit, aber auch von den Bemühungen, das materielle und geistige Erbe auf der Grundlage des europäischen Humanismus zu erhalten und weiterzutragen.

Aus wilder Wurzel entstand Hirschberg zwischen Boberkatzbach- und Riesengebirge. Nachdem die Wirren des Dreißigjährigen Krieges überstanden waren, wurde die Stadt zu einem Zentrum des Leinen- und Schleierhandels, der insbesondere den Kaufleuten großen Wohlstand brachte. Ein Zeugnis dieser Blütezeit ist die evangelische Gnadenkirche zum Kreuze Christi mit der Altarorgelanlage und der Deckenausmalung. In dieser Kirche versammelten sich die Bürger 1945 zu einem letzten deutschen Gottesdienst und wurden von der polnischen Miliz unnachsiglich herausgetrieben.

Obwohl die Stadt von direkten Kriegszerstörungen verschont blieb, verfielen in der kommunistischen Zeit zahlreiche Gebäude und vor allem die einzigartigen Gruft-Kapellen, von Kaufmannsfamilien mit reichem plastischen

Schmuck im 18. Jahrhundert erbaut. Sie wurden nach 1945 geplündert und teilweise zerstört. Heute sind sie auch mit deutscher Hilfe überwiegend renoviert. An den Eingang hat die polnische Stadtverwaltung ein voluminöses Denkmal mit den Namen der bei dem Flugzeugabsturz in der Nähe von Smolensk umgekommenen polnischen Bürger – darunter der damalige Präsident Lech Kaczynski – gesetzt.

Zu den bekanntesten Bürgern Hirschbergs zählen Christian Menzel, dem zeitweise Schloss Lomnitz gehörte, und im 20. Jahrhundert Günther Grundmann, der letzte deutsche Landeskonservator Niederschlesiens, der das wunderbare Buch „Erlebter Jahre Widerschein“ (1972) hinterließ.

Das große Schloss Lomnitz und das 1804 daneben errichtete „Witwenhaus“ gehörten seit 1835 der Familie von Küster (bis 1945), seit 1993 ist es wieder im Besitz von Nachfahren dieser Familie und wird seit vielen Jahren als schlesisches Kulturzentrum betrieben und ausgebaut. Elisabeth von Küster führte uns durch dieses unmittelbar am Bober gelegene Schloss und berichtete über die weiteren Renovierungsbemühungen. Mittlerweile wurden auch der frühere Gutshof und eine Scheune renoviert. Dort befinden sich weitere Übernachtungsräume, das großzügige Restaurant „Alter Stall“, mehrere Läden und eine Gutsküche, die dank der Hilfe von Renate und Friedrich Johenning aus Düsseldorf eingerichtet werden konnte. Mit Hilfe des Vereins zur Erhaltung schlesischer Kunst und Kultur (VSK) und vieler Spender soll nun noch eine gerettete ehemalige evangelische Bethaus-Kirche auf dem Gelände vor Schloss Lomnitz wiederhergestellt werden. Auch die Schneekoppe konnte von Lomnitz aus begrüßt und betrachtet werden.

Zu einem Abendkonzert konnte auch das ehemalige Herrenhaus in Wernersdorf, die „Heßsche Bleiche“, besucht werden. Es hat in früheren Jahrhunderten unter anderem König Friedrich II. und John Quincy Adams, den späteren Präsidenten der Vereinigten Staaten, als Besucher gesehen.

Wernersdorf konnte vom Enkel der letzten Eigentümer, Hagen Georg Hartmann, 2004 zurückerworben werden. Der Vorsitzende des VSK, der das Haus als Architekt bis 2013 als Hotel umbauen und restaurieren lassen konnte, führte unsere sudetendeutsch-schlesische Gruppe durch ein großzügig wiederhergestell-

tes Gebäude und zeigte das pittoreske blaue Kachelzimmer mit 2000 Delfter Kacheln. Im restaurierten Barocksaal fand das Konzert der beiden Musiker Susanne Goldmann (jetzt Dresden – Violine) und Sergej Trembitsky (ebenfalls Dresden – Piano) statt. Sie erfreuten das zahlreiche Publikum mit Werken von Franz Schubert, Antonin Dvorak, Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel, wobei dessen Partita Nr. 3 in E-Dur besonderen Beifall fand. Diese vom NRW-Kulturministerium geförderte Veranstaltung bildete einen Höhepunkt der niederschlesischen Kulturfahrt.

Mit der aktuellen Lage der deutschen Minderheit im heutigen Polen wurden wir bei deren Festival in Breslau bekannt gemacht. In der gut besuchten Breslauer Jahrhunderthalle wurde ein eindrucksvolles Bild von der Vielfalt der deutschen Volksgruppe vermittelt, die sich nach dem Zusammenbruch der kommunistisch-polnischen Herrschaft wieder in aller Öffentlichkeit zusammenfinden kann. Wenn auch die parlamentarische Vertretung im Sejm leider geringer geworden ist, gibt es doch unter dem Dachverband der Deutschen Freundeskreise (VdG) hunderte von Einrichtungen, die sich der deutschen Sprache, ihrer Kultur und mit Unterstützung des deutschen Staates deren Erhaltung widmen. Die zahlreichen Stände der Veranstalter beeindruckten uns als Besucher aus dem Westen außerordentlich.

Dieser Begegnung war eine Stadtbesichtigung vorausgegangen, wir besuchten unter anderem das imposante Breslauer Rathaus und die Elisabethkirche mit dem Gedenkstein für den von den Nazis hingerichteten Pfarrer Dietrich Bonhoeffer. Ein längerer Aufenthalt in der wiedererstandenen schlesischen Großstadt war dieses Mal nicht vorgesehen.

Es ging weiter durch die alten habsburgischen Lande zum Schlachtfeld vor dem böhmischen Königgrätz. Schon in Chlum, 1866 Befehlsstandort des österreichischen Oberbefehlshabers von Benedek, wurden wir von den beiden tschechischen Schriftstellern Jan Tichy (Arnoltovice bei Haida) und Zdenek Rydygr (Reichstadt/Zakupy) erwartet. Direktor Rydygr hatte seine neue Publikation „Böse Zeiten“ (tschechisch und deutsch) über das Leben von Sudetendeutschen und Tschechen im sudetendeutschen Reichstadt mitgebracht. Die deutsche Übersetzung stammt von Bernhard Kirschner (Düsseldorf). Jan Tichy



Boden-Schätze: Ida Kerkovius, Steinbruch. Um 1925. Öl auf Leinwand, 58 x 74 cm

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 20004. Schenkung Sammlung Schurr. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, © Familienarchiv Kerkovius, Uwe Kerkovius, Wendelstein

hat vor Jahren die Erzählung „Zweiunddreißig Stunden zwischen Hund und Wolf“ verfasst, die das Massaker an deutschen Bürgern der Stadt Haida behandelt. Er hat sich auch gegen Widerstände für einen würdigen Gedenkstein vor Ort eingesetzt. Mit den gebürtigen Königgrätzern kam es zu einer Zusammenkunft im Stadtzentrum. Königgrätz verließen wir nach der ausführlichen Darstellung der preußisch-österreichisch-sächsischen Schlacht von 1866 in Richtung Mährisch-Schönberg.

An Mährisch-Schönberg interessierten uns weniger die Hexenverfolgungen des 17. Jahrhunderts oder einzelne markante Gebäude von „Klein Wien“, sondern die heutige Lage der kleinen deutschen Minderheit, über deren Aktivitäten uns die Vorsitzende Erika Vohsalo anschaulich berichtete. Die Nationalitätenverhältnisse haben sich vom Jahre 1900 (drei

Prozent Tschechen) über 1930 (ca. 20 Prozent Tschechen) bis zum Jahre 2018 drastisch verändert. Seit der Vertreibung der Deutschen (1945/1946) – im englischen Prospekt heißt es: „the majority of German speaking inhabitants were moved away and the town stagnated“ – zählt diese deutsche Minderheit nur noch rund 300 Bürger. Einige trafen wir in der Pension „U Hradu“ in Sternberg, einer Kleinstadt, die 1930 zu 90 Prozent deutsche Einwohner hatte. Sie liegt am Südwest-Hang des Mährischen Gesenkes, nicht weit von Olmütz, der alten Hauptstadt Mährens.

Nach dem Besuch des Olmützer Doms gab uns Erzbischof Jan Graupner die Ehre eines Empfangs im Bischofspalais. Er unterrichtete uns mehr als eine Stunde in deutscher Sprache über die wechselvolle Lage der katholischen Kirche in der dunklen Zeit des Kommunismus, die von



Steinerne Unergründlichkeit:
Anton Hanak, Weibliches Porträt. Marmor,
47,7 x 38,1 x 29,7 cm

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 2725.
Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

Verfolgung, Schikanen bis zur Gefängnishaft bestimmt war. Zugleich versuchte das kommunistische Regime eine entsprechend orientierte „Gegenkirche“ aufzubauen, die vom Vatikan nicht anerkannt wurde. Eminenz Graupner beantwortete auch Fragen aus der SL-Gruppe nach dem Entschädigungsgesetz für die Kirchen und der Haltung zu der verhängnisvollen Rolle des zeitweiligen Präsidenten Eduard Benes, betonte dabei jedoch, dass er keine Politik mache. Sein Sekretär Pater Gattnar führte uns durch die prunkvollen Räume des Palais.

Olmütz beeindruckt durch seine Kirchen, repräsentative Bauten des Barock, das wuchtige Rathaus auf dem Oberring, die von vielen Statuen geschmückte Dreifaltigkeitssäule und die Brunnen auf den beiden Marktplätzen. Nach Osten hin begrenzen hohe alte Mauern die von der March umflossene ehemalige Festungsstadt, die 1930 noch rund 22 Prozent deutsche Bürger zählte. Auch diese wurden 1945/1946 vertrieben. Den Abschluss unseres kurzen Besuches bildete die Fahrt auf den Heiligen Berg, von dem aus die weite Ebene der Hanna überblickt werden kann.

Wir wandten uns anschließend wieder dem alten Sudetenland zu, der Hauptstadt Troppau im ehemaligen Österreichisch-Schlesien, das nach dem Siebenjährigen Krieg beim Habsburgerreich geblieben war. Im Landeshaus, einem früheren Jesuitenkloster, in dem 1945 das Schlesische Landesarchiv untergebracht wurde, unterrichtete uns Dr. Kravar in Vertretung von Direktor Dr. Müller über dieses drittgrößte Archiv der Tschechischen Republik. An alten Karten, Bildern und Siegeln erläuterte der Archivar kenntnisreich seine Schätze, die teilweise auch schon digital abgerufen werden können. Das war eine gute Vorbereitung für den Besuch des Schlesischen Landesmuseums, das wertvolle Objekte sehr modern präsentiert, leider zum Teil nur tschechisch und englisch beschriftet. Troppau hatte bis zur Vertreibung eine deutsche Minderheit und kann auf bekannte Persönlichkeiten deutscher und tschechischer Herkunft verweisen wie Gregor Mendel, Hans Kudlich, Karl Schinzel, Joseph Maria Olbrich und Peter Bezruc. In den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges wurde der historische Stadtkern stark zerstört, was jedoch heute kaum noch zu merken ist.

Einen letzten Höhepunkt unserer schlesisch-sudetendeutschen Begegnungs- und Kulturfahrt im alten Habsburgerreich bildete der Besuch des früheren Klosters Braunau, eines Tochterklosters der Benediktiner aus Brevnov, durch das das Braunauer Ländchen deutsch besiedelt wurde. Die imposante Kirchen- und Klosteranlage mit einer großen Bibliothek, die älteste erhaltene Holzkirche in den böhmischen Ländern und der Friedhof sind äußerst sehenswert. Zugleich gab uns Jan Neumann zusätzliche Auskünfte über die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten und die Zusammenarbeit der Stadt Braunau mit dem Braunauer Heimatkreis und dessen Patengemeinde Forchheim.

Rund 2800 Kilometer hatten wir im alten Habsburgerreich zurückgelegt und waren beeindruckt von der Schönheit der Landschaften, dem kulturellen Reichtum, der Modernisierung, der Sauberkeit in den Städten, aber auch erschüttert über die Schäden und die Sinnlosigkeit von Kriegen und Vertreibung. Gleichwohl besonders erfreulich: In der Begegnung mit den Menschen – ob deutscher oder tschechischer Abstammung – brauchten wir keinen Dolmetscher.

(KK)

Wo in Westpreußen liegt Woldenstein?

Über Theodor Fontanes späte virtuelle „Wanderung“ ins Weichselland und zu dessen Bürgergesellschaft

Das Fontane-Jahr 2019 ist eingeläutet – es gilt einen der Großen des bürgerlichen Realismus im 19. Jahrhundert zu feiern. Die vorerst letzten grundlegenden Biographien sind bereits erschienen, Zeitungen und Journale ergänzen mit kurioseem oder bildhaftem Beiwerk, und am 30. März beginnt mit einem Festakt im Heimatort Neuruppin das große Feiern mit Spektakeln jeder Art. Da der Geburtstag erst am vorletzten Tag des Jahres liegt, gibt es viel Zeit und Raum, um dem vielschichtigen Wirken dieses wahrhaften „Schreibkünstlers“ nachzugehen.

Schon seine mehrbändigen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, jenes einzigartige Zusammenspiel von Geschichte, Kunst und Literatur, geben genug Veranlassung, sich z. B. der nach 1989 „erneuerten“ Provinz zwischen Elbe und Oder zu widmen. Das parallel hierzu angehäufte schriftstellerische Werk, das im Grunde fast die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts widerspiegelt – Reiseberichte, Theaterkritiken, Gedichte und Balladen, Tagebücher, ein geradezu riesiges Briefwerk und schließlich die großen Romane und Erzählungen –, bietet jenseits aller politischen und sozialen Verwerfungen ein künstlerisches Kontrastprogramm voller scharfsinniger Einblicke in die damalige preußisch-deutsche Lebenswelt. Und als ideale Pilgerstätte bietet sich immer noch der Birnbaum von „Ribbeck im Havelland“ an, wenn er auch im Original nicht mehr vorhanden ist.

Die Weltläufigkeit, die Fontane in der ersten Lebenshälfte durch seine journalistische Tätigkeit, durch die vielen Auslandsreisen und, nicht zuletzt, durch die Kontakte zu den Dichtergrößen seiner Zeit erworben hatte, kam ihm auch in dem zweiten Lebensabschnitt für sein großes Romanwerk zugute. Da er sich jedoch, von wenigen historischen Arbeiten abgesehen, dem Gesellschafts- und Zeitroman verschrieben hatte und dazu seine Heimat Berlin-Brandenburg bevorzugte, musste er sich auch des einheimischen „Personals“ bedienen. Er verzichtet auf alles Fremdländische oder gar Exotische, er hält sich an die Menschen, die er gut kennt, und bringt

ihre Ansichten und Probleme mit bravouröser Erzählkunst zum Sprechen. In unterschiedlichem Format sind dies der märkische Adel, das Offizierscorps und das Großbürgertum. Es ist, wenn man so will, die personifizierte Fortsetzung der „Wanderungen“ mit gelegentlichen Abschweifungen in die Nachbarregionen wie die Neumark, Pommern (Effi Briest!), Posen oder das Weichsel-Warthe-Gebiet. Letzteres ist für unsere Belange von einigem Interesse, da es in Fontanes letztem Roman „Mathilde Möhring“ in Erscheinung tritt.

In diesem nachgelassenen Werk, das erst nach dem Tod des Autors 1907 veröffentlicht wurde, verlässt Fontane die Szenerie des Adels und des Großbürgertums und begibt sich, fast einem Abgesang gleich, in die Welt der „kleinen Leute“ – ohne dieses Milieu in irgendeiner Weise zu bewerten oder zu heroisieren.

Der Handlungsstrang ist schlicht, beinahe spärlich: Die Witwe Möhring lebt mit ihrer erwachsenen Tochter Mathilde in Berlin in beengten Verhältnissen und hält sich mit Zimmervermietung über Wasser. Als der verbummelte und antriebslose Student Hugo Großmann bei ihnen einzieht (er stammt übrigens aus Owinsk in der Nähe von Posen), erkennt die äußerlich farblose, doch resolute und praktisch denkende Mathilde die Chance, das kleinbürgerliche (und aussichtslose) Dasein abzustreifen und sich durch die eventuelle Heirat mit einem Akademiker abzusichern. Ohne direkte Verführungskünste, aber mit subtiler Raffinesse macht sie sich ihrem Kandidaten unentbehrlich und pakt ihn durchs Referendarexamen; es folgen Verlobung und Heirat und schließlich Großmanns erfolgreiche Bewerbung um den Bürgermeisterposten in „Woldenstein in Westpreußen“. Alle diese Stationen sind von der klug berechnenden Mathilde arrangiert worden, und auch in dem westpreußischen Provinznest vermag sie ihren wenig sattelfesten Ehemann in seinem Amt ständig mit „Ideen“ zu versorgen und ihm das nötige Ansehen zu verschaffen. Er gibt sich patriotisch (man wählt dort „konservativ“), versteht sich gut



*Was alles mag hier gewesen sein?
Robert Gustav Meyerheim, Danzig – Poggenpfehlstraße. Um 1870. Öl auf Leinwand, 85 x 68 cm*

Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Inv.-Nr. 11135. Foto: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

mit dem Landrat, bemüht sich um das Einvernehmen der drei Konfessionen, und Mathilde glänzt mit sachkundiger Konversation.

Allerdings wird über die Stadt, ihre Bewohner und die gesellschaftlichen Strukturen nichts gesagt. Die geographische Lage wird nur schemenhaft angedeutet, wenn etwa bei einem geplanten Verkehrsprojekt die Weichsel genannt wird. Im Personenensemble sticht unter einigen Honoratioren einzig der Auftritt des „alten polnischen Grafen“ heraus, der zudem der reichste und angesehenste Mann der ganzen Gegend sein soll; die Gestalt wirkt jedoch deplaziert und realitätsfern. Es bleibt beim strikten Durchzeichnen der Hauptakteure mit treffenden Dialogen und ironischem Timbre.

Mehr wollte Fontane auch gar nicht, denn eine Stadt „Woldenstein“ in Westpreußen existiert gar nicht. Der Ort und sein Name sind fiktiv, jede geographische Zuordnung entfällt, da es keinerlei Anhaltspunkte gibt. Der Name könnte allenfalls an jenen der neumärkischen Stadt Woldenberg im Kreis Friedeberg, hart an der

posenschen Grenze, angelehnt sein, doch das bedeutet praktisch nichts.

Man muss wissen: Wir begegnen hier einem literarischen Kunstgriff Fontanes, den er fast durchgehend in seinem erzählerischen Werk anwendet, nämlich dem Einsatz von Phantasienamen für die hauptsächlichen Schauplätze der Geschehnisse. Die Liste dieser fiktiven Namen ist lang; es sei nur – bei „Effi Briest“ – die Stadt „Kessin“ in Hinterpommern erwähnt, die kein Atlas verzeichnet. Auch beim westpreußischen „Woldenstein“ liegt diese erfundene Lokalität vor, die wir nicht mit der realen, uns bekannten Welt abgleichen können. Es darf andererseits nicht darum gehen, von einem erfundenen Ort ein getreues Bild der Wirklichkeit gewinnen zu wollen, da diese schließlich ebenso einen Teil der Dichtkunst ausmacht. Es ist die eigene, die poetische Wirklichkeit Fontanes, die hier wie in allen übrigen Texten unangetastet bleiben soll. Somit erscheint sein „Ausflug“ nach Westpreußen als eine gar nicht so rätselhafte, allerdings wenigstens einmalige Episode.

(KK)

Leserumfrage zur „Kulturpolitischen Korrespondenz“

Ein rundes Jubiläum wie die 1400. Ausgabe der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ bietet nicht nur die Möglichkeit, auf die erschienenen Hefte zurückzublicken, sondern soll den Blick in die Zukunft richten. Wie in einigen Beiträgen bereits beschrieben, soll das Heft für künftige Generationen weiterhin eine Informationsquelle über deutsche Geschichte und Kultur im östlichen Europa sein. Dazu brauchen wir Ihre Mitarbeit als Leserinnen und Leser der „Kulturpolitischen Korrespondenz“.

Wir möchten Ihre Meinung zu den Heften erfahren und sie als Anregung für künftige Ausgaben nutzen. Bitte beantworten Sie folgende kurze Fragen und lassen Sie uns die Antworten zukommen, per Post, Fax oder Mail. Die Umfrage ist auch online verfügbar unter www.kulturkorrespondenz.de.

Seit wann beziehen Sie die „Kulturpolitische Korrespondenz“ (KK)?

Wie gefällt Ihnen die KK? 1 (gar nicht) – 10 (sehr gut)

Was gefällt Ihnen an der KK?

Was gefällt Ihnen nicht an der KK?

Sollte es nicht möglich sein, die KK weiterhin monatlich in gedruckter Form erscheinen zu lassen, welche Option würden Sie bevorzugen: zweimonatlich, vierteljährlich, monatlich als digitale Zeitschrift, anderer Vorschlag?

Könnten Sie sich vorstellen, die KK oder einige Beiträge auch online zu lesen?

Wie gefällt Ihnen das Layout der KK? 1 (gar nicht) – 10 (sehr gut)

Sind Sie bereit, Ihr bezahltes Abonnement fortzuführen, wenn die KK künftig vom Deutschen Kulturforum östliches Europa herausgegeben wird? Ja / nein / ich habe ein kostenfreies Abonnement

Über welche Themen und Regionen würden Sie gerne mehr lesen?

Ihr Alter und Geschlecht, sofern Sie nicht namens einer Institution antworten

Senden Sie Ihre Antworten ein an: Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V.,
Berliner Straße 135 | Haus K1, D-14467 Potsdam,
info@kulturkorrespondenz.de, Fax: +49 331 2009850

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2, Fax -8
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dankbar
für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer
selbstgestellten Aufgabe, ostdeut-
sches kulturelles Erbe bewusst und
europäischen kulturellen Austausch
lebendig zu erhalten.

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**